## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.**

# Des Lebens Leid und Lust.

Vierter Band.

# Des Lebens Leid und Lust.

---

Novellen

von

August Schrader.

Vierter Band.

Leipzig,

Hermann Luppe.

1861.

# Inhalt.


Seite

Onkel und Neffe . . . . . . . . . . . . . . . 1

Das Portrait . . . . . . . . . . . . . . . 113

Eine Mutter . . . . . . . . . . . . . . . 199

# Onkel und Neffe.

# I.

„Joseph, hast Du den Brief zur Post besorgen lassen, den ich gestern Abend geschrieben habe?"

„Ja, Herr Consul; er ist diesen Morgen neun Uhr abgegangen."

„Um neun Uhr — wie spät ist es jetzt?"

„Elf Uhr, Herr Consul. Wann wollen Sie frühstücken?"

„Glücklicher Mensch, der Du an Essen und Trinken denken kannst! Ach, ich fühle mich heute wieder so krank, daß ich an andere Dinge denken muß. Wenn mir morgen nicht besser ist, werde ich mein Testament machen."

„O, Herr Consul!"

„Da hilft kein Ach und O, mein lieber Joseph; wenn die Natur ihre Rechte fordert, kann sich Niemand weigern, zu zahlen. Geh, und hole mir eine Tasse heißen Kaffee."

„Sehr wohl, Herr Consul!"

Joseph, ein langer hagerer Mensch mit einer großen Glatze und in dunkelblauer Livree, verließ das Zimmer wie ein Automat, der einem Mechanismus gehorcht. Der Consul, der noch im Bette lag, richtete sich empor, schob das Kopfkissen hinter den Rücken, um bequem sitzen zu können, und wartete. Trotzdem er, wie er so eben gesagt, sich krank fühlte, so schien er sich doch der besten Gesundheit zu erfreuen; er hatte ein volles, rothes Gesicht, das Joseph Abends zuvor glatt rasirt hatte, und ein starkes, schwarzes Haar, das unter der weißseidenen Nachtmütze wie ein Kranz hervorsah. Seine breite Brust und die starken Arme bekleidete eine Jacke von fleischfarbener Seide. Das Schlafzimmer des Consuls war mit Eleganz und Luxus ausgestattet, und das Bett mit den schweren Vorhängen, die durch eine starke Schnur zurückgehalten wurden, war ein Meisterstück. Dicht neben dem Bette stand ein Tisch mit Cigarren und Feuerzeug. Die Rouleaux an den Fenstern waren herabgelassen; von der Decke herab hing eine Ampel, in der unter blauem Glase die Nachtlampe noch brannte. Während draußen die heitere Herbstsonne Glanz und Licht verbreitete, herrschte in dem Zimmer eine matte Dämmerung.

Joseph kam mit dem Kaffee zurück.

„Herr Consul," sagte er.

„Was gibt's?"

„Der junge Herr, der gestern schon einmal hier war, fragt schon wieder nach Ihnen."

„Man weise ihn ab."

„Ich habe ihm gesagt, daß Sie krank wären; er besteht darauf, mit Ihnen zu sprechen."

„Hat er seinen Namen genannt?" fragte der Kranke, ruhig den Kaffee trinkend.

„Alexander von Windheim."

„Ein Edelmann."

„Ja, Herr Consul!" antwortete bestätigend der treue Diener.

„Joseph, einen Edelmann dürfen wir wohl nicht abweisen?" fragte der Kranke, indem er die leere Tasse zurückgab.

„Wollen Sie aufstehen, Herr Consul?"

„Nein, ich werde den Besuch im Bette empfangen. Wenn der Edelmann sieht, daß ich krank bin, hält er sich nicht lange auf. Laß ihn eintreten."

Zwei Minuten später führte der lange Joseph einen jungen Mann ein, dessen ganze Erscheinung den Edelmann verrieth. Er trug ein elegantes Reitcostüm und in der Hand eine Elfenbeinpeitsche. In seinem bleichen Gesicht prägte sich ein Ernst aus, der zu seinem Alter — er schien fünf- bis sechsundzwanzig Jahre zu zählen — nicht paßte. Seine Toilette war elegant und nach

dem neuesten Geschmacke; es war nicht zu verkennen, daß er große Sorgfalt darauf verwendete. Der Schnurrbart war zierlich gedreht, und das braune Haupthaar bildete ein gelungenes Toupet.

Der Consul saß aufgerichtet im Bette; sein volles Gesicht drückte Niedergeschlagenheit und Leiden aus.

„Verzeihung," murmelte er, „daß ich Sie in dieser Situation empfange; aber die traurige Verfassung meines Körpers macht es mir zur Pflicht, mich vor den Einflüssen der kalten Witterung zu wahren. Herr Alexander von Windheim ist mir willkommen. Ich bitte, nehmen Sie Platz und theilen Sie mir kurz und bündig den Grund Ihres Besuches mit."

Joseph setzte einen Sessel neben das Bett und entfernte sich. Alexander von Windheim nahm Platz.

„Herr Consul," begann er, „zehn Minuten von hier, dort am Eingange des Waldes, liegt ein Gehöft —"

„Es ist das Forsthaus, das zu meiner Besitzung gehört."

„Ein Forsthaus ohne Förster, unbewohnt, öde, dem Verfalle nahe!" rief Alexander.

„Was geht Sie das an?" murmelte der Consul, einen forschenden Blick auf den Besuch werfend.

„Das Forsthaus gefällt mir."

„Mir nicht!"

„Ah, das trifft sich vortrefflich!“

„Warum?“

„Ich komme, Sie zu fragen, ob Sie das Haus, das Ihnen nicht gefällt, verkaufen wollen?“

„Und wer ist der Käufer?“

„Sie sehen ihn vor sich!“ antwortete der Edelmann, sich verneigend.

Der Consul murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin. Dann schob er seine Schlafmütze ein wenig zurück, daß das kurze schwarze Haar sich emporsträubte, und sagte:

„Zu welchem Zwecke wollen Sie das Forsthaus kaufen?“

„Um allein zu wohnen, mein Herr! Um Sommer und Winter, so lange ich lebe, darin zu wohnen. Das verfallene Gebäude mit den knarrenden Fensterladen, der verwilderte Garten, der traurige Tannenwald, der es umgibt, die Entfernung von dem Verkehre der großen Welt — Alles reizt mich, mein Leben in dieser Gegend zu beschließen. Fordern Sie einen Preis, Herr Consul, ich zahle ihn — auf der Stelle!“

Der Kranke sah den seltsamen Käufer verwundert an. Er schien Mißtrauen in die redlichen Absichten desselben zu setzen, auch wohl zu glauben, daß man ein Spiel mit ihm triebe. Aber das bleiche Gesicht des Herrn

von Windheim war so ernst, sein großes dunkles Auge so treuherzig, daß jeder Argwohn schwinden mußte.

„Lieber Herr," murmelte der Consul, „die Sache erfordert Ueberlegung."

„Wozu überlegen, wenn ich jeden Preis zahle? Bei Abschlüssen von Käufen handelt es sich in der Hauptsache um den Preis — fordern Sie, fordern Sie! Was ist Ihnen das Grundstück werth?"

Der Consul dachte einen Augenblick nach. Plötzlich fragte er:

„Haben Sie sich das Forsthaus angesehen?"

„Nur von außen; aber das genügt."

„Ist Ihnen dabei Nichts aufgefallen?"

„Nichts weiter, mein Herr, als daß es leer steht, daß sich kein Bewohner dazu findet."

„Hören Sie mich an, Herr von Windheim," sagte ernst der Consul. „Als ich vor zehn Jahren das Landhaus kaufte, in dem wir uns befinden, wollte ich mir einen hübschen Sommersitz erwerben, und ließ es prachtvoll einrichten."

„Aber wir sprechen ja von dem Forsthause?"

„Warten Sie nur, ich komme gleich dahin. Damals dachte ich nicht daran, daß ich je in den Fall kommen könnte, mich von der Welt zurückzuziehen. Ich kaufte also dieses Landhaus und den zwei Quadratmeilen halten=

den Forst sammt zwei großen Teichen, um der Gesellschaft, die ich empfangen wollte, auch die Freuden der Land- und Wasserjagd bieten zu können. Der Graf von Zehrfeld, der vorige Besitzer, war gestorben, und seine Erben veräußerten die Besitzungen, um sich zu theilen. In dem fraglichen Hause nun wohnte der alte Förster Sibold, der eigentlich Trunkenbold heißen sollte, denn er war von Morgens früh bis Abends spät seiner Sinne nicht mächtig. Und dabei hatte er nicht weniger als sieben Söhne, rohe, ungeschlachte Burschen, die sammt und sonders bei dem Vater lebten. Ich überließ dem alten Sibold die Verwaltung meines Forstes, bis ich vor zwei Jahren hier meinen Wohnsitz für immer wählte, um mit der Welt, die ich aus tiefster Seele hasse, nicht mehr in Berührung zu kommen. Meine Gesundheit war schwach, mein Kopf angegriffen, so daß ich eine Gehirnerweichung fürchtete. Ich wollte Ruhe, Grabesstille um mich her haben, und floh in diese Einsamkeit. Aber wie hatte ich mich getäuscht! Die Försterfamilie machte einen Höllenlärm. Der Arzt hatte mir Bewegung in freier Luft anbefohlen, viel Bewegung, mein lieber Herr; ging ich nun aus, so begegnete mir einer dieser wüsten Gesellen — ich ärgerte mich; blieb ich zu Hause, so hörte ich das Knallen ihrer Flinten, vor denen kein Hase und kein Vogel sicher war. Selbst Nachts trieben sie

ihr Unwesen, wie das wilde Heer — kurz, mein Herr, ich konnte diese Wirthschaft nicht länger ertragen und ließ dem Förster durch das Gericht ankündigen, daß er mein Haus räumen möge. Darob gerieth der Alte dermaßen in Wuth, daß er sich im Garten hinter dem Hause erschoß. Jedem der Söhne gab ich zweihundert Thaler — sie sind nach Amerika ausgewandert. Sie sehen, wieviel Anstrengungen es gekostet hat, das Forsthaus in den Stand der Ruhe zu bringen, in dem es sich jetzt befindet."

„Diese Ruhe ist es ja eben, die mir das Haus so werth macht!" rief der Edelmann. „Das Leben in der Gesellschaft ekelt mich an; ich will allein, ganz allein sein, wie Sie! Es soll selbst nicht einmal ein Mensch wissen, daß ich in dem alten Hause wohne."

„Sind Sie verheirathet?" fragte der Consul mit einem vielsagenden Seitenblicke?

„Verheirathet? Gott soll mich davor bewahren!" rief Alexander von Windheim erregt. „Nach den Erfahrungen, die ich mit den Frauen gemacht, bleibe ich Junggeselle, so lange mir die Augen offen stehen. Ich will keinen Mann, aber noch viel weniger eine Frau sehen, und wäre sie schön wie Venus und keusch wie die heilige Jungfrau. Ich verheirathet! Herr Consul, in Ihrer Frage liegt eine gräßliche Ironie! Müßte ich

zwischen einer Heirath und dem Giftbecher wählen, ich würde heute noch zur Leiche werden."

„Brav, brav!" rief der Consul, indem er sich höher empor richtete. „Das höre ich gern. Wie es scheint, treibt Sie die Liebe, sich in Einsamkeit zu vergraben?"

„Nein, der Haß, mein Herr!" rief Alexander mit großer Bitterkeit. „Ich hasse und verachte mich selbst, weil ich so dumm gewesen bin, einem Weibe zu trauen."

„Ja, ja, die Weiber!" rief seufzend der Consul.

„Hat sich dieses fürchterliche Geschlecht auch an Ihnen versündigt?"

Der Consul bewegte schmerzlich den Kopf, als ob er sagen wollte: ich weiß ein trauriges Lied davon zu singen.

„Mein lieber Herr," murmelte er dann, „ich bin Philosoph geworden; ich hasse zwar die Frauen nicht, denn sie sind in der Welt eben so nöthig, wie wir Männer — aber ich bemitleide diese schwachen Geschöpfe. Lassen wir das!" unterbrach er sich plötzlich.

„Schwache Geschöpfe, sagen Sie? Dann muß mir das besondere Unglück geworden sein, mit lauter bösartigen zu thun gehabt zu haben."

„Der Ausdruck ist zu stark, Herr von Windheim!" rief der Consul.

Herr von Windheim schien in Feuer zu gerathen.

„Zu stark!“ rief er. „Urtheilen Sie selbst! Ich kann mir wohl schmeicheln, eine Figur in der Welt zu spielen, denn mein Aeußeres ist gerade nicht unangenehm und mein Vermögen beträchtlich genug, um ein glänzendes Haus zu machen. Ich bin der einzige Sohn meines Vaters, des Generals von Windheim. Sie sehen in mir den Letzten dieser erlauchten Familie. Nachdem ich von allen Frauen verrathen war, denen ich mich genähert, hatte ich endlich das Glück eine zu finden, die ich liebte und die mich wieder liebte — wenigstens schien es so. Aber das Unglück wollte, daß sie einen Vater hatte.“

„O Himmel, sie hatte einen Vater!“ rief der Kranke. „Armer Herr von Windheim, ich bedaure Sie!“

„Bedauern? Das ist zu wenig — bejammern Sie mich, Herr Consul! Dieser Vater hatte meine Geliebte einem Andern versprochen.“

„Wie gewöhnlich! Das ist eine alte Geschichte!“ rief der Consul, der nun auch lebhaft wurde.

„Das ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu!“
„Und wem sie just passiret, dem bricht sie das Herz entzwei!“

fuhr der Kranke murmelnd fort, indem er seine seidene Schlafmütze abnahm und sich damit eine Thräne aus dem Auge trocknete. „Wenn Heinrich Heine Nichts weiter geschrieben hätte, dieser einzige Gedanke würde ihn unsterblich machen!“

„Ganz recht; aber hören Sie weiter. Das Versprechen des grausamen Vaters schreckte mich indeß nicht ab. Ich bat meine Geliebte um ein Rendezvous und erhielt es. Ich sprang über einen Bach, stieg über eine Mauer und kam in eine Geißblattlaube, wo ich die Geliebte meiner harrend antraf. In dem Schweigen der Nacht, bei dem bleichen Schimmer der Sterne, unter dem göttlichen Gesange einer Nachtigall, die über uns auf einer mächtigen Buche saß, schworen wir uns ewige Liebe. Wir wollten dem tyrannischen Vater Muth, Ausdauer und, wenn es sein müßte, auch Gewalt entgegensetzen. Noch dreimal hatte ich die unbeschreibliche Wonne, die Gebieterin meines Herzens heimlich zu sprechen, dann rief mich ein Brief nach Florenz, wo mein Vater, auf einer Reise in Italien begriffen, um seine Gesundheit herzustellen, plötzlich schwer erkrankt war. Ich kam an. Mein Vater lag im Bette. „Bleibe bei mir, mein Sohn, bis ich genesen oder gestorben bin!“ rief er aus. Ich mußte bleiben; aber auch die Krankheit blieb, wie sie war — es trat keine Veränderung ein. Ach, mein Herr, ich lebte ein fürchterliches Leben. Wohl fünfzig Mal schrieb ich an die Herrscherin meiner Gedanken; auf keinen meiner glühenden Briefe erfolgte eine Antwort. Nach fünf Monaten begrub ich meinen Vater unter einer prachtvollen Thränenweide auf dem

Friedhofe von Florenz. Der Schmerz um den Verstorbenen und die Sehnsucht nach der Geliebten nagten mit gleicher Bitterkeit an meinem Herzen. Auf den Flügeln der Liebe eile ich in meine Heimath zurück. Da erfahre ich, daß der Vater meiner Geliebten gestorben sei, daß sie selbst seit einiger Zeit die Besuche eines jungen Mannes angenommen und eines schönen Tages mit ihm die Stadt verlassen habe. So viel ich auch forschte — nirgends war eine Spur zu finden. Da stand ich nun allein, ganz allein in der Welt. Mein Vater war todt, und die, in deren Liebe ich Trost über den herben Verlust zu finden hoffte, war mit einem jungen Mann verschwunden, obgleich sie mir ewige Liebe geschworen hatte!"

„Das ist hart!" murmelte der Consul. „Ja, das ist mehr als hart!"

„Ich verwünschte die Frauen, die Väter, die jungen Männer, die ganze Welt — Alles ekelte mich an, war mir lästig, verhaßt. Ich floh in diese Berge, um mir ein einsames Haus in einem einsamen Thale zu suchen. Da erblickte ich das öde Forsthaus — man nannte mir den Besitzer und ich säumte nicht, mich Ihnen vorzustellen. Mein Herr, verkaufen Sie mir das Haus — Sie werden sich über mich nicht zu beklagen haben, ich lebe still wie ein Anachoret und werde mich nur damit

beschäftigen, meine Erlebnisse zu Nutz und Frommen der Nachwelt aufzuzeichnen."

„Herr von Windheim," sagte der Consul, indem er ihm gerührt die Hand reichte, „ich beklage Sie um so inniger, da ich mehr als jeder Andere Ihre Gemüthsverfassung beurtheilen kann. Nehmen Sie das Forsthaus und arbeiten Sie darin Ihre Memoiren."

„Nennen Sie den Preis, Herr Consul!"

„Wir sprechen darüber später. Sind wir nicht Männer von gleichen Lebensanschauungen, von gleicher Gemüthsverfassung?"

„Ohne Zweifel!"

„Darum werden wir eine Beruhigung finden, wenn wir uns von Zeit zu Zeit sehen."

Der Edelmann erhob sich.

„Halt!" rief der Kranke. „Gehen Sie in das angrenzende Zimmer. Ich stehe auf; wir frühstücken zusammen, dann führe ich selbst Sie nach dem Forsthause."

„Sie wollen mich führen?" fragte der erstaunte Alexander.

„Eine Bewegung in freier Luft ist mir nützlich. Bleiben Sie, mein Herr, wir müssen heute noch eine nähere Bekanntschaft anknüpfen!"

Er ergriff die Glocke, die auf dem Tische stand, und klingelte lebhaft. Joseph erschien.

„Führe den Herrn in das Wohnzimmer! Bestelle in der Küche ein gutes Frühstück! Dann komm zurück und kleide mich an! Fort!

Den langen Diener wunderte die Aufregung seines Herrn nicht; ruhig und gemessen öffnete er die Thür des Nebengemachs und ließ den Gast eintreten. Nachdem er in der Küche das Frühstück bestellt, half er seinen Herrn ankleiden. Eine Viertelstunde später saßen der Consul und Herr von Windheim beim Frühstück, und wiederum eine Viertelstunde später traten sie den Weg nach dem Forsthause an.

## II.

Eine kalte Herbstnacht lag über Bremen. Es war drei Uhr Morgens vorüber, als ein Briefträger rasch durch die stillen Straßen der freien Stadt ging, vor einem eleganten Hause am Walle stehen blieb und heftig die Klingel zog. Es dauerte lange, ehe eine Magd die Thür öffnete. Der Postmann fragte nach dem Particulier Wilhelm Dewald.

„Herr Dewald wohnt im ersten Stocke!“ war die Antwort.

„Ich muß ihn sprechen.“

„Gleich?“

„Auf der Stelle!“

Die Magd führte den Briefträger die Treppe hinan und bezeichnete ihm die Wohnung des Gesuchten.

„Ist denn das so eilig?“ fragte die in ihrem Morgenschlummer Gestörte.

„Sehr eilig; lassen Sie die Hausthür offen, ich werde sogleich zurückkehren!“

Er zog die Glocke. Eine zweite Magd öffnete im nächsten Augenblicke; sie war noch völlig angekleidet und trug eine Kerze in der Hand.

„Ich suche Herrn Dewald!“

„Und ich erwarte ihn, er ist mit Madame auf einem Balle.“

In diesem Augenblicke ließen sich Schritte und fröhliche Stimmen auf der Treppe vernehmen.

„Da kommt meine Herrschaft!“ rief die Magd, indem sie mit dem Lichte an die oberste Stufe der Treppe trat.

Ein Herr und zwei Damen, tief in Mäntel gehüllt, erschienen. Sie waren erstaunt, den Briefträger um diese Zeit zu sehen.

„Herr Wilhelm Dewald?“

„Ich bin es.“

„Hier ist ein recommandirter expresser Brief. Ich bitte, quittiren Sie!“

Die Ballgäste sahen sich verwundert an. Wilhelm Dewald ging rasch in sein Zimmer, quittirte den Empfang in einem Buche und sandte das Buch mit einem Trinkgelde für den Bringer zurück. Die Thür schloß sich, der Postbote verließ das Haus und die Ruhe der Nacht trat wieder ein. Der Particulier, ein junger Elegant von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, warf rasch seinen Mantel ab, trat zu der Kerze, sah erschreckt das schwarze Siegel, riß das Couvert auf und begann begierig zu lesen. Das in seiner Hand zitternde Blatt enthielt folgende Zeilen:

„Mein lieber Neffe!

„Ich fühle, daß mein letztes Stündlein naht. Gegenwärtigen Brief schreibe ich auf meinem Schmerzenslager. Du bist mir stets ein guter Neffe gewesen, darum darf ich hoffen, daß Du meinem letzten Befehle treulich nachkommst. Ich befehle Dir nämlich, Louise Bronner, für die Du stets eine innige Neigung gehegt, auf der Stelle zu heirathen, damit Du sie mir als Deine Gattin vorstellen kannst, ehe ich diese Welt für immer verlasse. Louise ist ein schönes, gesittetes Mädchen, und ihr Vater, mein alter Geschäftsfreund, hat mir wichtige Dienste geleistet, ich kann wohl sagen, daß ich ihm die Grundlage zu meinem Vermögen verdanke. Der arme Mann hat viel Unglück gehabt, und als er vor drei Jahren starb,

versprach ich ihm auf dem Todtenbette, für die Zukunft seiner einzigen Tochter zu sorgen. Freund Bronner hat mein Versprechen mit sich in das Grab genommen und ich muß es halten. In spätestens acht Tagen erwarte ich Dich mit Deiner Frau. Die gewöhnlichen Formalitäten einer Verheirathung kannst Du durch Geld beseitigen, darum beseitige sie, ich zahle alle Kosten. Jedenfalls gib mir sofort Nachricht von Deinem Entschlusse. Schließlich benachrichtige ich Dich, daß ich das Gericht bestellt habe, und daß die Fassung meines Testamentes von Deinem Entschlusse abhängt. Es erwartet Dich mit Sehnsucht

Dein Onkel
Leberecht Dewald, Consul.

Post scriptum:

„Sollte ich zufällig vor Deiner Ankunft schon gestorben sein, so beunruhige Dich nicht, ich habe an Alles gedacht, Alles vorgesehen. Du wirst mit mir zufrieden sein."

Verwunderungsvoll lächelnd betrachtete der junge Mann noch das Blatt, als die beiden Damen in das Zimmer traten. Sie befanden sich in Balltoilette; die Ungeduld trieb sie, zu erfahren, was für Nachrichten der expresse Brief gebracht habe.

„Ein schwarzes Siegel!" rief die Brünette, indem sie das Couvert ergriff.

„Wer ist gestorben?“ fragte die Blondine, ein reizendes junges Mädchen von zwanzig Jahren.

„Niemand!“ antwortete Wilhelm lächelnd. „Lies den Brief laut vor, liebe Albertine, damit Fräulein Louise den Inhalt, der auf sie Bezug hat, kennen lernt.“

Die junge Frau — Albertine war Dewald's Gattin — las den Brief. Dann sah sie die Freundin an, die tief erröthete.

„Das ist ein origineller Onkel!“ rief Albertine.

„Ohne Widerrede!“ fügte Dewald hinzu. „Meine liebe Frau, wir befinden uns in einer sehr verhängnißvollen Lage. Der alte Onkel ist ein guter Mensch, aber er hat einen eigensinnigen, verschrobenen Kopf. Man muß ihn eigenthümlich behandeln.“

„Was ist zu thun?“ fragte die junge Frau.

„Ja, was ist zu thun?“ fragte auch Louise.

Dewald ging im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen und fragte:

„Sind die Damen müde?“

„Der Brief hat mir den Schlaf verscheucht!“ antwortete Albertine.

„Und ich würde nicht schlafen können, auch wenn ich zu Bett ginge!“ sagte Louise.

„In diesem Falle schlage ich vor, daß wir auf der Stelle einen Rath abhalten. Nehmen Sie Platz und

hören Sie mir zu, ich werde als Jurist alle Verhältnisse zusammenfassen, damit wir einen Schluß ziehen können."

Die Damen setzten sich in den Sopha, und Wilhelm, dessen Humor durchaus nicht beeinträchtigt war, ließ sich vor ihnen auf einem Stuhle nieder.

„Fräulein Louise," begann er, „ist meiner Albertine eine so vertraute Freundin und dabei Interessentin bei vorliegender wichtiger Angelegenheit, daß ich offen mit der Sprache herausgehen kann. Mein verstorbener Vater, der Bruder des bizarren Consuls, hat mir ein kleines Vermögen hinterlassen, das bis auf einige Hundert Thaler aufgezehrt ist. Ich bekenne offen, daß ich bei meiner Verheirathung auf den kinderlosen Onkel gerechnet habe. Jetzt droht er mit Enterbung, wenn ich Louisen, die Tochter seines Geschäftsfreundes, nicht heirathe. So wie ich ihn kenne, hält er sein Wort. Seit drei Jahren lebt er auf seiner Villa, die er Solitüde nennt; er hat sich nicht um mich, ich habe mich nicht um ihn gekümmert, und so ist es gekommen, daß er von meiner vor sechs Wochen geschlossenen Heirath nichts weiß."

„Hast Du denn das Heirathsproject Deines Onkels gekannt?" fragte Albertine.

„Nein; er hat zwar oft mit großer Verehrung von seinem Freunde Bronner, aber nie von einer Verheirathung seiner liebenswürdigen Tochter gesprochen."

„Ich begreife Ihren Onkel nicht," sagte Louise; „seit drei Jahren hat er sich nicht um mich gekümmert, und nun will er mich plötzlich verheirathen. Er muß doch wohl recht krank sein, da er sich so entschieden ausdrückt und große Eile empfiehlt."

„Gewiß, gewiß!" murmelte Dewald. „Er beschließt sein bizarres Leben mit einer großen Bizarrerie. Hätte er mich unter der Bedingung zu seinem Universalerben eingesetzt, daß ich Fräulein Bronner einen gewissen Theil des Vermögens abtrete, so würde ich Alles erklärlich gefunden haben — —"

Die blonde Louise ergriff die Hand der jungen Frau.

„Meine liebe Freundin," flüsterte sie bewegt, „Du hast Dich meiner, der armen Waise, so großmüthig angenommen, und nun muß ich, ohne es zu wollen, Deinem Glücke entgegentreten!"

„Messe ich Dir die Schuld bei, Louise?"

„Herr Dewald, was kann ich thun, um Ihnen nützlich zu sein?" fragte Louise treuherzig.

Eine Pause trat ein.

„Mein Herr Onkel ist ein ausgemachter Narr," rief Dewald, „und als solchen müssen wir ihn behandeln! Ich glaube nicht daran, daß er schwer krank liegt. Fräulein Louise, mir ist ein kühner, aber ein praktischer Ge-

danke gekommen — wollen Sie mir in der Ausführung desselben behilflich sein?"

„Zählen Sie auf mich!" rief eifrig die junge Dame. „Niemand kennt den seltsamen Onkel besser, als ich, und darum weiß ich ihn zu nehmen. Wir müssen ihm einen kleinen Betrug spielen. Wie er auch ausfallen möge — mehr als eine Enterbung kann uns nicht treffen. Uebrigens geht meine Absicht nur dahin, Zeit zu gewinnen, daß der Consul meine Albertine kennen und lieben lernt."

„Und wenn der Tod ihn daran hindert?" fragte die junge Frau.

„Ich glaube weder an seine Krankheit noch an seinen Tod."

„Aber wenn ich ihm mißfalle?"

„Das ist unmöglich!" rief Louise.

„Aber nehmen wir den Fall an!"

„Dann werde auch ich ihm mißfallen!" rief Louise entschlossen. „Herr Dewald, theilen Sie uns Ihren Plan mit."

„Er ist einfach der, daß ich auf der Stelle schreibe: mein bester Onkel, ich bin glücklich, Ihrem Befehle zuvorgekommen zu sein — Louise Bronner ist bereits seit acht Tagen meine Frau."

„O Himmel!" riefen die beiden Damen.

„Morgen bereiten wir uns vor und übermorgen treten wir die Reise nach der Solitüde an.“

„Abgemacht!“ rief Louise. „Ich werde so lange Madame Dewald sein, als es nöthig ist.“

„Und welche Stelle hast Du Deiner Frau zugedacht?“ fragte Albertine.

„Du bist Albertine, die unzertrennliche Freundin meiner Frau.“

„Ich werde meine Rolle nach besten Kräften spielen!“ rief die heitere Louise. „Es sollen nicht vierundzwanzig Stunden verfließen, und der Onkel wird ein gründliches Mißfallen an Madame Dewald finden — nämlich an der falschen Madame Dewald!“ fügte sie lächelnd hinzu. „Ich werde alle Untugenden zur Schau tragen, die eine Frau unleidlich machen: Kokketterie, Uebermuth, Stolz und Tollheit! Und Du, meine liebe Albertine, gibst Dich, wie Du bist, mehr bedarf es ja nicht, um einen Sieg zu erringen. Ist der Onkel nun zornig auf mich, dann können wir vielleicht ein Geständniß wagen, und wir sind am Ziele!“

„Wie gut bist Du, Louise!“

„Ich erfülle nur meine Pflicht. Mein Herr Gemahl,“ wandte sie sich zu Dewald, „Sie werden zuvorkommend, zärtlich und aufmerksam gegen Ihre Frau sein, ohne zu vergessen, daß Sie nur den Titel meines Gatten führen.

Seien Sie galant, damit man keinen Verdacht schöpft. Und Du, Albertine, verbanne die Eifersucht, wenn Du die Zärtlichkeiten meines Mannes siehst! Du weißt ja, daß mein Herz nicht mehr frei ist."

Die beiden Frauen zogen sich in ihr Schlafzimmer zurück. Wilhelm Dewald schrieb dem Onkel einen Brief, den er am nächsten Morgen früh zur Post sandte.

## III.

Die Solitüde, wie der Consul sein Landhaus nannte, lag in einer einsamen Gegend Westphalens. Von dort bis zur nächsten Eisenbahn hatte man einen Weg von fünf Meilen zurückzulegen, und bis zu den nächsten Dörfern wenigstens eine Stunde. Ein düsterer Tannenwald schloß die Besitzung ein, die mit Recht den Namen Solitüde verdiente, denn sie lag so still und einsam, daß der Bewohner sich rühmen konnte, allein zu sein, wenn er den langen Joseph nicht als einen Menschen, sondern als eine Maschine betrachtete.. Frau Katharina, die Haushälterin, diente dem Consul schon seit fünfzehn Jahren; sie hatte mit ihrem Manne, von dem sie geschieden war, traurige Erfahrungen gemacht, und war, mit einer Art Männerhaß im Herzen, ihrem Herrn von Bremen aus gern in die Einsamkeit gefolgt. Joseph,

der Kammerdiener, hatte das Glück der Ehe nie gekostet; er war in dem Waisenhause erzogen, und der Vater des Consuls, ein ehrbarer Cigarrenhändler, hatte den vierzehnjährigen Knaben nach der Confirmation zu sich genommen, um ein gottgefälliges Werk zu verrichten, und sich einen guten Laufburschen zu erziehen. Der arme Laufbursche bekam viel Rippenstöße, aber wenig zu essen. Die den Waisenknaben eigene Schüchternheit bildete sich durch die harte Behandlung zur Menschenscheu aus, und Joseph ward nach und nach die Maschine, die pünktlich auf den Befehl gehorcht, ohne sich eine Betrachtung zu erlauben. Dem Consul war so eine Maschine recht, und er behielt sie nach dem Tode des Vaters zur fernern Benutzung bei. Der Bediente war eben so alt, wie sein Herr, und hatte sich, man kann es wohl sagen in die närrischen Gewohnheiten desselben eingelebt. Der gute Bursche war wohl der einzige in der Welt, der den Consul für wirklich krank hielt. Frau Katharina, welche die Küche besorgte, erlaubte sich einige Zweifel, denn der enorme Appetit des Hausherrn ließ auf eine vortreffliche Gesundheit schließen. Der Zufall hatte hier drei Menschen zusammengeführt, die vollständig zu einander paßten, und vielleicht ist hierin die Ursache mit zu suchen, daß sich die bizarren Charaktere so ungestört ausbildeten.

Woher kam es aber, daß der Consul bei allen seinen Eigenheiten für Louise Bronner ein so lebhaftes Interesse hegte? Sollte die Verpflichtung, deren er in dem Briefe an den Neffen erwähnte, allein der Grund sein? Der Verfasser kennt ein Geheimniß aus dem Leben des braven Mannes, das er den Lesern indiscret mittheilt, um seiner Erzählung innern Zusammenhang zu geben.

Herr Dewald war Kaufmann; er hatte von seinem Vater, dem Cigarrenhändler, ein hübsches Vermögen geerbt, mit dem er ein Handelshaus einrichtete. Leberecht Dewald hatte einen Bruder, den er veranlaßte, den größten Theil seines väterlichen Erbes mit in das Geschäft zu geben. Beide Brüder waren fromm und gottesfürchtig, sie gingen jeden Sonntag in die Domkirche, um für das Gedeihen ihres Handelshauses inbrünstige Gebete zum Himmel zu senden. Leberecht, der Firmaträger, hatte trotzdem kein Glück, alle seine Speculationen schlugen fehl, und er schloß einen Accord mit seinen Gläubigern. Auch der eigene Bruder ward mit einer geringen Summe abgespeist. Um diese Zeit bemächtigte sich die Liebe des frommen Jünglings von achtundzwanzig Jahren; er sah Meta Möller, die sittige Tochter eines Schiffsmaklers, von der man sagte, daß sie ein Vermögen von hunderttausend Thalern habe. Leberecht besuchte die Erbauungsstunden, die der überaus fromme Makler an drei Abenden

der Woche in seinem Hause hielt, sang und betete inbrünstiger und lauter als alle andern Glieder der Versammlung, und nistete sich in der Gunst des Vaters ein, während die schöne Meta nichts von ihm wissen wollte. Leberecht ward schwermüthig, und weinte oft heiße Thränen, natürlich nur in Gegenwart des Vaters. Zugleich aber brachte er in Erfahrung, daß Meta im Geheimen einen weltlich gesinnten jungen Kaufmann liebte, der bei einem Banquier arbeitete. Dieser Commis hieß Bronner. Leberecht verfehlte nicht, die saubere Entdeckung dem frommen Schiffsmakler mitzutheilen. Es fand eine heftige Scene zwischen Vater und Tochter statt. Die Tochter blieb fest in ihrer Liebe, und der Vater ward vor frommer Entrüstung krank. Leberecht wachte Tag und Nacht an dem Krankenbette, betete mit dem Makler, und machte auch mit ihm das Testament. Dieses Testament ward mit der ausdrücklichen Bestimmung bei dem Gerichte deponirt, daß es an dem Hochzeitstage Meta's eröffnet werden sollte.

Der kranke Schiffsmakler starb, und ward mit großem Pompe begraben. Ein Jahr später heirathete Meta ihren Bronner. Der junge Gatte trug auf Eröffnung des Testamentes an. Der Erblasser bestimmte darin, daß Meta seine Universalerbin sein solle, wenn sie Leberecht Dewald ihre Hand gereicht habe, daß sie aber nur eine Ausstattung von fünftausend Thalern erhalten würde,

wenn sie mit einem Andern zum Altare getreten sei. Bronner begann einen Proceß gegen den Universalerben, den er der Erbschleicherei bezichtigte; Dewald aber gewann diesen Proceß, weil er nachwies, daß Meta ein angenommenes Kind des Schiffsmaklers Möller sei, mithin keine legalen Ansprüche habe. Das Gerücht sagte, Meta sei die Tochter eines Auswanderers, der in einer Herberge Bremens seinen Geist aufgegeben habe. Möller, der Schiffsmakler, habe sich großmüthig des vierjährigen Mädchens angenommen, da der Vater keine Papiere hinterlassen, aus denen seine Heimath zu ermitteln gewesen.

Bronner hatte nun zwar eine arme, aber eine schöne, liebenswürdige Gattin, die ihm eine Tochter, jene Louise, gebar, die wir bei Wilhem Dewald kennen gelernt haben. Bronner blieb Commis, ward aber nach zehn Jahren seiner Stelle verlustig, da der Banquier starb, und die Erben das Geschäft auflösten. Nun trat eine traurige Zeit für die arme Familie ein. Der alt gewordene Commis fand keine passende Stelle, es wollte ihn kein Chef fest engagiren, da er stets kränklich war. Meta starb bald darauf am Zehrfieber. Die Lage Bronner's ward so traurig, daß er die Unterstützung seiner Mitmenschen in Anspruch nehmen mußte. Er wandte sich auch an Dewald, der ein großer Kaufmann geworden war. Leberecht unterstützte ihn wirklich mit kleinen Summen,

bis der alte Commis starb. Louise fand Aufnahme bei ihrer Freundin Albertine, die später Wilhelm Dewald, den Neffen des Consuls, heirathete.

Seit Bronner's Tode, der fünf Jahre vor dem Beginne unserer Erzählung erfolgt war, hatte sich Leberecht nur wenig in seiner Geburtsstadt aufgehalten. Er hatte mit dem langen Joseph große Reisen gemacht, bis er endlich seine Solitüde kaufte, um auszuruhen. Den Titel Consul hatte er erhalten, weil er früher einmal die Consulatsgeschäfte eines kleinen überseeischen Landes verwaltet hatte. In Bremen sprach man nur wenig noch von dem alten Leberecht Dewald, denn er hatte keine Freunde, die ihn liebten, und keine Feinde, die ihn haßten; er war mit der Zeit eine vergessene Person geworden.

Wie man sieht, hatte der Consul die Absicht, ein ähnliches, an Bedingungen geknüpftes Testament zu machen, wie der Schiffsmakler Möller. Sollte ihn dabei die Erinnerung an die schöne Meta leiten? Oder sollte er Bronner wirklich das Versprechen gegeben haben, für seine Tochter zu sorgen?

Beobachten wir den Sonderling.

Am Tage nach dem Besuche Alexanders von Windheim ging der Consul, in einen Pelz gehüllt, nach dem Forsthause. Der Herbsttag war klar und schön, wenn

auch frisch. Das alte Gebäude in dem desolaten Zustande lag in der reinsten Sonnenbeleuchtung da. Der Consul hatte es lange nicht gesehen, er war erstaunt über die herabhängenden Fensterladen, das zerrissene Ziegeldach und die des Kalks beraubten Wände.

„Hier will der Edelmann wohnen?" murmelte er vor sich hin. „Wahrlich, der arme Mensch muß vollständig mit der Welt zerfallen sein. Ach, und vielleicht ist er glücklicher, als ich!"

Er wollte die Thür öffnen; sie war verschlossen. Auf sein Klopfen öffnete sich ein Fenster im ersten Stocke, und das bärtige Gesicht eines Dieners guckte heraus.

„Ist Herr Alexander von Windheim zu Hause?"

„Ja, mein Herr!"

„Kann ich ihn sprechen?"

„Er liegt noch im Bette. Wen soll ich anmelden?"

„Den Consul Dewald."

„Auf den Befehl meines Herrn soll ich den Herrn Consul einlassen, so oft er kommt. Ich bitte, warten Sie ein wenig."

„Der Mann findet Gefallen an mir, wie ich an ihm!" dachte Leberecht.

In dem Innern des Hauses ließen sich die Schritte des Dieners vernehmen, der die Treppe herabkam. Gleich darauf ward die Thür geöffnet, die fast zusammen=

brach, als sie aus dem Schlosse glitt. Jene dumpfe Luft, die sich in lange verschlossenen Häusern bildet, quoll dem Eintretenden entgegen. Kopfschüttelnd stieg er die mit Schmutz bedeckte Treppe hinan.

„Wie heißt Er, mein Freund?“ fragte er den Diener.

„Tobias, Herr Consul!“

„Ein biblischer Name. Er gefällt mir.“

„Mir nicht, Herr Consul!“ brummte der alte grämliche Diener.

„Warum?“

„Weil mein alter Namensvetter blind war, und weil ich vielleicht dieses Schicksal mit ihm theile. Je älter ich werde, je schwächer wird mein Auge.“

„Füge Er sich dem Willen Gottes.“

„Ich muß wohl, Herr Consul.“

„Und werde Er weise, wie Tobias.“

„Wollen einmal sehen, wie weit wir es hier bringen.“

Tobias öffnete eine Thür. Der Consul trat in ein Giebelzimmer, das noch ziemlich gut erhalten war. Die wenigen Möbel, die man Tags zuvor aus der Villa herübergeschafft hatte, machten es wohnlich. Alexander von Windheim hatte das Bett verlassen; er empfing den Gast im Schlafrocke, der, wie alle seine Kleider, höchst elegant war. Die Männer begrüßten sich

wie alte Freunde, trotzdem sie sich nur erst einen Tag kannten.

„Hier also wollen Sie wohnen?“ fragte er.

„So lange ich kann, und wenn es möglich ist, so lange ich lebe!“ antwortete Alexander, indem er sich eine Cigarre anzündete, die er aus einem gefüllten Reisekoffer genommen hatte. „Des Lebens unter den Menschen bin ich so müde, daß mir diese Einsamkeit Erholung gewährt. Herr Consul, ich erlaube mir eine wichtige Frage an Sie zu richten.“

„Was wollen Sie wissen?“

„Gibt es Frauen in dieser Gegend?“

„Außer meiner Haushälterin, einem alten Weibe, keine.“

„Man kann also die nächsten Waldungen durchstreifen, ohne fürchten zu müssen, einem jener Geschöpfe zu begegnen, die zur Plage der Männer geschaffen sind.“

„Zuverlässig, mein Herr.“

„Gut; so ist eine Furcht beseitigt, die mich die ganze Nacht gequält hat.“

„Fürchten Sie denn die Frauen?“

„Wie Gespenster, wie Dämonen. Oft erscheinen sie mir im Traume, und ich wache erschreckt auf. Die eine streckt die Hand nach mir aus, die andere droht mit dem Finger, als ob ich sie beleidigt hätte; eine dritte grinst

mich höhnend an, eine vierte will mich umarmen, eine fünfte lächelt wie eine Sirene, singt auch wohl dabei — Herr Consul, ich könnte Ihnen fünfzig solcher Traumgestalten nennen, und alle sind sie verführerisch schön. Ist das nicht seltsam? Aber je mehr mich diese Geschöpfe plagen, je mehr hasse und verachte ich sie. In zweiter Linie stehen die jungen Männer. Mein Gott, welche jammervolle Gesellschaft bilden diese Leute! Sie haben weder Sitten, noch Manieren; weder wissenschaftliche noch gesellige Bildung — und dabei sind sie falsch und treulos, wie die Frauen!"

Bei dem letzten Bekenntnisse lächelte der Consul still vor sich hin. Dann sagte er:

„Ich freue mich, Sie so reden zu hören. Mein Herr, ich bin ein alter Felsen, an dem die Wogen des Lebens branden — das heißt, mein Geist ist durch die Philosophie zu einem Felsen geworden; mein armer Körper ist gebrechlich, wie ein Rohr, das ein Windhauch umknicken kann. In Bezug auf die Männer denke ich gerade wie Sie; aber die Frauen will ich doch nicht ganz verdammen, denn sie besitzen für mich ein gewisses Etwas — wie soll ich sagen? Die Frauen sind — nun Sie werden mich schon verstehen!"

„Vollkommen, vollkommen, Herr Consul! Ich bin ganz Ihrer Ansicht; es gibt keine Regel ohne Ausnahme,

und mitunter findet man noch Tugend bei einer Frau. Aber das ganze Geschlecht ist schwach, es läßt sich leicht verführen."

„Sprechen wir nicht mehr über dieses Capitel!" sagte unruhig der Consul. „So viel steht fest, daß uns Beiden die Welt arg mitgespielt hat, und darum wollen wir uns von ihr zurückziehen. Ruft mich der Herr ab, so soll er mich bereit finden, seinem Rufe zu folgen."

Alexander bot seinem Gaste eine Cigarre. Der Consul nahm sie, brannte sie an, und begann mit großem Wohlbehagen zu rauchen.

„Ich stehe auf dem Punkte mein Testament zu machen," sagte er schmauchend. „Da ich wohl annehmen darf, daß Sie Ihren Entschluß festgestellt haben, so bitte ich Sie, mit mir den Kauf abzuschließen."

Es war dies eine Vorsicht Leberecht's, der wissen wollte, wie er eigentlich mit dem ihm fremden Edelmann daran sei. Der Geldpunkt ging ihm auch heute noch über Alles, die Casse war sein Barometer.

„Schließen wir ab," sagte Alexander fest. „Was fordern Sie für dieses Haus und den dazu gehörigen Garten?"

„Fünftausend Thaler."

„Hier sind fünftausend Thaler!"

Der junge Mann holte ein Portefeuille aus einem

zierlichen Reisekoffer, nahm die Summe in Banknoten heraus, und legte sie auf den Tisch.

„Gut, Herr von Windheim."

„Morgen hole ich mir von Ihnen Quittung und Kaufcontract."

Beide reichten sich die Hand, als Zeichen des Abschlusses.

„Ich erwarte Sie zum Frühstücke, mein Herr; nach dem Frühstücke werden wir auf die Jagd gehen! Gute Gewehre finden Sie vor."

Der Consul steckte das Geld ein, nahm Abschied und ging nach Hause.

„Dieser Edelmann hegt Ansichten von der Welt, die mich trösten!" murmelte er vor sich hin. „Die Menschen sind schlecht, grundschlecht, und vorzüglich die Männer. Wahrhaftig, diese Uebereinstimmung unserer Ansichten macht mir den Mann lieb und werth."

Denselben Abend brachte der Landpostbote Wilhelm Dewald's Brief. Der Consul las ihn mit großer Genugthuung.

„Er hat die Tochter Meta's und Bronner's schon geheirathet!" sagte er im Selbstgespräche. „Ich habe es mir gedacht, denn Wilhelm hatte das schöne Mädchen immer sehr gern. Das ist gut, recht gut! Ach, wäre

ich nur nicht so krank, dann würden sich meine alten Tage vielleicht noch freundlich gestalten."

Nachdenkend ging er eine Viertelstunde im Zimmer auf und ab. Sein Gesicht verfinsterte sich und mehr als einmal kniff er die Lippen zusammen, als ob er einen geheimen Groll unterdrücken wollte.

„Nein, es ist gut so, recht gut!" rief er aus. „Der Teufel soll mich nicht wieder beim Schopfe packen, um mich von dem betretenen Wege zurückzuziehen. Was nützt mir denn das große Vermögen, wenn ich Nachts nicht schlafen kann? Dem Edelmanne erscheinen die Frauen, um ihn an seine unglückliche Liebe zu mahnen, und mir erscheinen sie, um — —"

Er nahm die Bibel von dem Tische, schlug eine bezeichnete Stelle auf und las mit lauter Stimme:

„Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen!"

Dann setzte er sich zu Tische und nahm ein kräftiges Mittagsmahl ein. Nach Tische warf er ein Gewehr über die Schulter, pfiff einem großen Jagdhunde und ging in den Forst. Der Consul hatte heute Glück auf der Jagd: nach einer Stunde schon barg seine Tasche einen Hasen und zwei Hühner. So beladen schritt er rüstig einem Dorfe zu, dessen kleine ärmliche Häuser zerstreut am Walde lagen. Eine Brücke, welche die niedern

Ufer eines Baches verband, führte ihn auf den Gottesacker. Rasch, als ob er den stillen Ort der Todten fürchtete, ging er um das Kirchlein, dessen weiße Mauern freundlich von der Nachmittagssonne beleuchtet wurden; dann eilte er der Pfarrwohnung zu, die hundert Schritte von der Kirche entfernt lag. Der Pfarrer, ein freundlicher Greis, empfing ihn in seinem Studierstübchen.

„Herr Pastor," sagte der Consul, „ehe ich mich setze, erlauben Sie mir, daß ich in die Küche gehe und Mutter Helenen den Inhalt meiner Jagdtasche abliefere! Uebermorgen ist's Sonntag, die gute Wirthschafterin kann einen Hasen gebrauchen."

„Sie sind sehr freundlich, Herr Consul," antwortete schmerzlich der Pastor; „aber Helene wird mir wohl keinen Hasen wieder braten."

„Warum? Warum?"

„Sie ist sehr krank."

„Die arme Frau!"

„Der Arzt, der mich so eben verließ, meint, daß sie den nächsten Sonnenaufgang nicht mehr erleben wird."

Erschüttert stellte Leberecht sein Gewehr in eine Ecke.

„Vielleicht folge ich ihr bald nach!" murmelte er. „Ja, ja, Herr Pastor, mit meiner Gesundheit steht es schlecht, ich kann Ihnen das nicht oft genug wiederholen.

Man hält mich für stark; aber ich bin schwach, sehr schwach!"

Der Pastor schüttelte sein greises Haupt.

„Wie dem auch sei, Herr Consul," antwortete er, „dieser Gedanke hat sein Gutes."

„Wie so, Herr Pastor, wie so?" fragte Leberecht rasch.

„Wer sich für krank hält, wird stets sein Ende vor Augen haben, und wer sein Ende vor Augen hat, handelt als ein guter Mensch. Ach, wie Wenige gibt es, die an den Tod denken! Dächte Jeder an den Tod, der doch sicher nicht ausbleibt, wir würden nicht so viel schlechte Menschen haben."

„Sie haben recht, Herr Pastor, ganz recht; die Welt ist durch und durch verderbt, Alles lebt in den Tag hinein, Einer zwickt, zwackt, plagt und betrügt den Andern, ohne zu bedenken —"

„Daß dort oben der höchste Richter einst fragen wird: Mensch, wie hast Du auf der Erde gelebt? Warum hast Du das, das und das gethan? Du kennst meine Gebote und hast sie nie befolgt."

„Herr Pastor," sagte Leberecht, als ob er dieses Gespräch abbrechen wollte, „Mutter Helene ist also gefährlich krank?"

„Schon seit drei Wochen. Sie haben uns länger als einen Monat nicht besucht."

„Weil ich krank, sehr krank war! Auch ich stehe im Begriffe, mein Testament zu machen, und Sie, mein würdiger Freund, sollen darin bedacht werden. Ich weiß, Ihre Pfarre trägt wenig ein, an Ersparnisse haben Sie nicht denken können, die Pension, deren Sie bedürfen, wird gering ausfallen — ich denke an Sie, Herr Pastor!"

„Ach, Herr Consul, wie gut sind Sie! Es ist ein Glück, daß der Himmel Sie mit irdischen Gütern so reichlich gesegnet hat, Sie, der Sie einen so guten Gebrauch davon machen. Wie wird sich Helene freuen, wenn ich ihr diese Nachricht mittheile!"

„Führen Sie mich zu ihr, ich werde sie ihr selbst mittheilen."

„Kommen Sie, kommen Sie, Herr Consul, die Kranke hat oft nach Ihnen gefragt!"

Der Pfarrer führte den Gast in ein Giebelstübchen, dessen Fenster nach dem Friedhofe hinausgingen. Eine alte Bäuerin saß am Tische und strickte.

„Sie schläft!" flüsterte sie den Eintretenden entgegen, indem sie auf die geschlossenen Gardinen eines großen Himmelbettes deutete — „schon eine Viertelstunde."

„Stören wir sie nicht!" murmelte der Consul. „Ich komme in einigen Tagen wieder.

„Nur einen Blick!" flüsterte der Pfarrer, indem er leise die Vorhänge auseinanderzog.

Der Consul faltete unwillkürlich die Hände, als er das freundliche Gesicht eines alten Mütterchens in den schneeweißen Kissen sah. Tausend Furchen, vielleicht mehr von Gram als von Alter erzeugt, durchzogen dieses bleiche Gesicht mit den schmalen Lippen. Eine weiße Nachthaube mit feinen Spitzen bedeckte den Kopf, in dessen Schläfen sich einige weiße Löckchen zeigten. Ruhig und mild, wie die herbstliche Abendsonne, die vor dem Fenster in dem gelben Weinlaube webte, waren die Züge der regungslos Schlummernden. Die magern Hände lagen gefaltet, als ob die Kranke gebetet, auf der Brust, die von keinem Athemzuge gehoben ward. Die Augenlider mit den langen weißen Wimpern waren halb geschlossen, und das starre Auge sah auf die Brust herab.

„Mein Gott, mein Gott," flüsterte der Pastor, der die Kranke scharf angesehen hatte, „das ist nicht die Ruhe des Schlafes — nein, wahrlich nicht — sehen Sie das gebrochene Auge, die starren Lippen —!"

Bestürzt schwieg er einige Augenblicke. Dann ergriff er die Hand Mutter Helenen's. Thränen rannen über die gefurchten Wangen des Greises, indem er mit bebender Stimme sagte:

„Sie schläft den ewigen Schlaf — ihre Hand ist starr und kalt, die Hand, die zwanzig Jahre für mich gearbeitet hat! Helene, Helene, treue Seele! Ja, sie

antwortet nicht mehr! Ihr Auge ist gebrochen, ihre Lippen sind stumm! Helene, Du hast einen sanften Tod gehabt, den Tod der Gerechten!"

Weinend neigte sich der greise Pfarrer, küßte die starre Hand und legte sie auf die Brust zurück. Dann blieb er ruhig stehen und ließ seinen Thränen freien Lauf, die wie Perlen auf die schwarze Tuchweste rannen. Das Antlitz Mutter Helenen's, von der Abendsonne beleuchtet, schien dem Trauernden Trost zuzulächeln. Das waren wirklich die Züge eines Menschen, der ohne Kampf und in der Hoffnung auf ein besseres Leben aus dieser Welt geschieden ist.

Dem Consul ward seltsam zu Muthe; zitternd wandte er sich ab und trat zu dem Fenster. Da sah er die Gräber, Leichensteine und Kreuze des Friedhofes. Er verließ das Sterbegemach und flüchtete sich in das Zimmer des Pastors, das die Aussicht in den Garten bot. Bald erschien auch der Greis, der seine Fassung wiedererlangt hatte.

„Nun stehe ich allein in der Welt," sagte er; „die letzte treue Seele hat mich verlassen. Mein Haus wird öde und leer sein, da die schaffende Hand der guten Helene fehlt. So schwindet Alles nach und nach hin, bis auch die Reihe an mich kommt."

„Herr Pastor, ich weiß Ihren Schmerz zu würdigen,

da ich die Verstorbene gekannt habe. Wissen Sie, daß ich mir vorgenommen hatte, ihr ein Legat auszusetzen? Schade, daß sie gestorben ist."

„Sie hat stets mit großer Liebe von Ihnen gesprochen, Herr Consul, und wenn Sie kamen, freuete sie sich wie ein Kind."

„War Helene mit Ihnen verwandt, Herr Pastor?"

Der Pfarrer schien Trost darin zu finden, von der Verstorbenen zu sprechen; er ward redselig.

„Nein, sie war nicht mit mir verwandt, ich kenne nicht einmal ihre Familie."

„Aber, wie ist sie denn zu Ihnen gekommen?" fragte der Consul.

„Ihnen, lieber Herr, kann ich es erzählen; es weiß es bis jetzt kein Mensch. Nehmen Sie Platz, mir wird die Brust leichter, wenn ich mich aussprechen kann. Es sind diesen Herbst zwanzig Jahre, als ich eines Abends von meinem Filialdorfe zurückkehrte, wo ich mich länger, als ich eigentlich sollte, bei einem fröhlichen Kindtaufsschmause aufgehalten hatte. Mein Weg führte mich an dem Posthause vorbei, das dort unten an der Chaussee liegt. Als der Posthalter mich sieht, ruft er mich an. „Herr Pastor," sagt er, „in meinem Hause liegt eine fremde Dame schwer krank; sie hat ihre Reise unterbrechen und hier bleiben müssen. Der Arzt erklärt ihre Krank-

heit für bedenklich, und auch die Dame muß ihr nahes Ende fühlen, denn sie verlangt einen Geistlichen. Ich wußte, daß Sie zurückkehren würden, und habe Sie erwartet." Ohne Zögern ließ ich mich zu der Kranken führen; sie war eine Dame von vielleicht dreißig Jahren, aber trotz ihrer Blässe schön. Lächelnd streckte sie mir ihre vor Fieberhitze brennende Hand entgegen und sagte:

„Ich fühle, daß ich sterben muß, darum ersuche ich Sie, mir in meinem letzten Stündlein beizustehen und ein Geheimniß zu empfangen, das ich nicht mit mir aus der Welt nehmen möchte. Zuvor aber muß ich Ihnen, da Sie ein protestantischer Pfarrer zu sein scheinen, das Bekenntniß ablegen, daß ich eine Katholikin bin."

„Madame," antwortete ich, „wir haben hier weit und breit keinen katholischen Geistlichen, darum erachte ich es um so mehr für Christenpflicht, Ihnen die Segnungen der Religion angedeihen zu lassen, die unser Herr für Alle gestiftet hat. Ich bin der Diener des Gottes, den alle Christen, ohne Unterschied der Confession, verehren. Wollen Sie sich mir anvertrauen, so werde ich mein Amt redlich verwalten."

„Ich bin eine arme, unglückliche Frau!" begann sie schluchzend. „Ein gewissenloser Mann hat mich meines Vermögens und meines Kindes beraubt. Vielleicht habe

ich dieses Unglück verdient, aber Gott bestraft mich doch zu hart."

„Haben Sie sich eines Vergehens wegen Vorwürfe zu machen?" fragte ich.

„Hören Sie mich an, ob ich schuldig bin. Nach dem Tode meines ersten Mannes, mit dem ich zwar nur zwei Jahre, aber sehr unglücklich verheirathet war, zog ich mit meiner zweijährigen Tochter nach Köln, wo ich ruhig von dem Ertrage eines Gutes leben wollte, das mir mein Vater als Erbtheil hinterlassen hatte. Da lernte ich einen jungen Mann, einen Maler kennen, der mich und mein Kind portraitirte. Die heftigste Leidenschaft erfaßte mich für den Künstler, ich nahm seine Bewerbungen an und ward seine Frau, in der Hoffnung, nun das Glück zu finden, das mir in meiner ersten Ehe versagt gewesen war. Ein Jahr verfloß und ich hatte allen Grund, mich glücklich zu preisen. Da plötzlich bemächtigte sich meines Mannes eine Schwermuth, die mich tief bekümmerte. Ich dringe in ihn und er gesteht mir endlich, daß er leichtsinnig eine Heirath mit einer Schweizerin geschlossen habe, die er nicht lieben könne. Diese seine erste Frau befinde sich in Köln und scheine ihn zu suchen. Von ihrem heftigen, rohen Charakter wäre Alles zu fürchten. Er bat mich um Verzeihung, daß er mir dieses Geheimniß verschwiegen habe, aus Furcht, ich

möchte ihm meine Hand entziehen; er schwor, daß er nur aus Leidenschaft zu mir gesündigt habe. Ich verzieh um so leichter, da auch ich ihn leidenschaftlich liebte. Wir verließen Köln und wohnten still und eingezogen. Aber auch hier fand mein Mann keine Ruhe; er sagte mir, daß er die Papiere nachgemacht habe, die zu unserer Trauung erforderlich gewesen. Es bot sich mir eine günstige Gelegenheit, mein Gut zu verkaufen, und wir beschlossen, mit den erlösten hunderttausend Thalern nach Amerika auszuwandern. Mein Mann reist mit dem Kinde nach Bremen voraus und nimmt unser Vermögen mit sich, während ich in Köln die letzten Geschäfte besorge. In dem Augenblicke, als ich in die Post steigen will, verhaftet man mich; ich soll aussagen, wo sich mein Mann befindet, der wegen Bigamie und Fälschung von Papieren angeklagt ist. In dem Verhöre stand mir seine erste Frau gegenüber, eine derbe, rohe Schweizerin, mit der ein gebildeter Mann unmöglich leben konnte, obgleich sie hübsch von Gesicht war und einen schönen Körper hatte. Ich begriff die Gefahr meines armen Mannes und beschloß, ihn dadurch zu retten, daß ich aussagte, er wäre mit meinem Vermögen davongangen, wohin könnte ich nicht sagen. Dadurch vermehrte ich zwar seine Schuld, aber ich rettete ihn, den ich für schuldlos hielt, vom Verderben. Was er gethan, hatte er ja aus Liebe zu

mir gethan. Nachdem ich beschworen, daß ich um seine erste Liebe nicht gewußt, als ich ihm die Hand reichte, entließ man mich. Sechs Wochen waren darüber vergangen. Ich reiste nach Bremen, fand aber weder meinen Mann, noch mein Kind. Mit einer Summe von dreitausend Thalern, wegen der ich in Köln zurückgeblieben war, schiffte ich mich nach New-York ein, dem verabredeten Ziele. Ich kam an. Ein Jahr lang suchte ich in der großen Stadt — Alles war vergebens. Mein Geld war zu Ende und ich ging mit kummervollem Herzen nach Europa zurück. Jetzt bin ich auf der Reise nach meiner Heimath begriffen, die ich wohl nicht wiedersehen werde. Das ist die Geschichte meines Lebens. Herr Pastor, nehmen Sie dieses Taschenbuch, es enthält die Namen meiner Familie und meines Mannes. Oeffnen Sie es, wenn ich todt bin, damit Sie wissen, wer die Unglückliche war, deren Sie sich angenommen. Ich schwöre im Angesichte Gottes, daß ich die Wahrheit gesagt habe!"

„Nachdem ich ihr die Tröstungen der Religion ertheilt, trat eine heftige Krisis ein; ich übergab sie dem Arzte, der zurückgekehrt war, und ging nach Hause. Damals lebte meine Gattin noch; ich theilte ihr den Vorfall mit. Wir empfanden das innigste Mitleid mit der armen Frau, deren Lebensglück durch so seltsame Umstände vernichtet war. Am nächsten Morgen machte ich mit

meiner Gattin einen Spaziergang nach dem Posthause; der Postmeister sagte uns, daß die Kranke die Krisis überstanden habe und wahrscheinlich genesen werde, sie habe schon nach mir gefragt. Wir gingen zu ihr; schmerzlich lächelnd empfing sie uns. Meine Therese nahm sich ihrer freundlich an. Als die Kranke das Bett verlassen konnte, hatte sich zwischen den beiden Frauen ein Freundschaftsband geknüpft, das ich nicht zerreißen mochte. Der erste Gang der Fremden war der in unsere Pfarre. Ich ließ mich gern bereit finden, sie so lange in meinem Hause aufzunehmen, bis sie völlig zur Weiterreise gestärkt sei. Es verflossen Wochen, Monate — die Fremde, die sich Helene nannte, blieb. Da trat die langwierige Krankheit meiner armen Frau ein, und Helene war ihr sieben Jahre die treueste Pflegerin; sie allein leitete die Wirthschaft, sie allein wachte bei der Kranken, bis der Tod den furchtbaren Leiden derselben ein Ende machte. Von da an blieb Helene meine treue Wirthschafterin, und ich muß ihr heute nachsagen, daß sie eine treue Seele war, die ihr Leiden mit Muth und Ergebung getragen hat."

Der Consul hatte mit ernstem Gesichte zugehört; es standen große Schweißtropfen auf seiner hohen Stirn, als der Pfarrer seine Erzählung schloß. Er schien unschlüssig zu sein, ob er gehen oder bleiben sollte.

„Die arme Frau!" murmelte er.

Der Pfarrer trocknete seine Thränen.

„Herr Pastor," fragte der Consul mit Anstrengung, „warum haben Sie mir den Familiennamen Helenens und den ihres zweiten Mannes nicht genannt?"

„Weil ich ihn nicht weiß!" antwortete treuherzig der alte Pfarrer.

„Sie wissen ihn nicht?"

„Nein, denn ich habe das Portefeuille noch nicht geöffnet. Und wozu auch war es nöthig? Bedurfte es eines Namens, um die arme Frau mehr zu lieben? Sollte ich sie durch Mißtrauen kränken? Ich erfülle treulich ihren Wunsch; nun ist sie todt, sobald ich ihre Hülle der Erde übergeben habe, werde ich das Portefeuille öffnen."

„Die Sache interessirt mich," sagte der Consul, indem er hastig aufstand. „In einigen Tagen sehen Sie mich wieder —"

„Dann werde ich Ihnen den Namen unserer unglücklichen Freundin nennen."

Leberecht verließ das Pfarrhaus und eilte nach seiner Villa, die er, in Schweiß gebadet, erreichte, als der letzte Sonnenstrahl verschwunden war. Joseph empfing ihn und half ihm beim Auskleiden.

„Wann wollen der Herr Consul zu Nacht speisen?"

„Ich bin krank, Joseph!"

„Man sieht es Ihnen an, lieber Herr.“

„Nicht wahr, mein Gesicht ist bleich, mein Auge matt, meine Lippen beben vor Frost?“

„Ja, Herr Consul.“

„Bringe mich zu Bett!“

„Soll ich den Arzt holen?“

„Nein! Hu, wie mich friert!“

Leberecht schauderte wirklich wie ein Fieberkranker zusammen. Er legte sich zu Bett.

„Joseph, lies mir aus der Bibel vor.“

„Ja, Herr Consul!“

Der lange Diener setzte sich neben das Bett, befestigte eine Hornbrille auf seiner Nase und begann in einem feierlichen Tone zu lesen. Nach einer Viertelstunde verrieth ein lautes Schnarchen, daß der Kranke eingeschlafen war. Joseph erhob sich, legte die Bibel bei Seite und ging in ein freundliches Zimmer neben der Küche, um mit der Haushälterin ein gutes Abendessen zu genießen. Von dem kranken Herrn war keine Rede, die Domestiken wußten, daß er am nächsten Morgen wieder genesen sein würde. Und so kam es. Um neun Uhr erschien Alexander von Windheim zum Frühstück und um zehn Uhr ging er mit dem Consul auf die Jagd. Das Hauptthema ihres Gesprächs war die Verderbtheit der Welt.

## IV.

Um ein Uhr Mittags fuhr ein Reisewagen in den Hof der Solitüde. Wilhelm Dewald stieg mit seinen beiden Damen aus. Der lange Joseph erschien auf dem Perron des freundlichen Landhauses; er erkannte den Neffen seines Herrn, und begrüßte ihn ehrfurchtsvoll, wenn auch ein wenig verdrießlich. Er führte die Gäste in den Saal des Erdgeschosses. Die Damen sahen den Diener, der sich so gemessen, fast feierlich bewegte, erstaunt an. Wilhelm fragte ängstlich:

„Kann ich meinen Onkel sprechen?"

„Nein, mein Herr!"

„Großer Gott!" riefen erschreckt die Damen.

„Warum? Ist er gefährlich krank?" fragte der junge Mann.

„Nein, mein Herr!"

„Ist er todt?"

„Nein, mein Herr!"

„Was ist mit ihm?"

„Er befindet sich auf der Jagd!" antwortete Joseph mit der Ruhe, die ihm eigen war.

„Auf der Jagd?"

„Ja, Herr Dewald!"

„Erwartet er mich?"

„Ich weiß es nicht, Herr Dewald."

„Wann kehrt er zurück?"

„Das ist unbestimmt."

„Besorge uns ein Frühstück."

Joseph verließ den Saal. Die Gäste sahen sich einander fragend an.

„Es bleibt bei dem, was wir verabredet haben," sagte Wilhelm. „Erscheint später eine Aenderung unseres Planes nöthig, so können wir sie immer noch eintreten lassen."

Wilhelm ließ das Gepäck in ein Zimmer bringen, das an den Saal grenzte.

Nach dem Frühstücke zogen sich die Damen in dieses Zimmer zurück, um Toilette zu machen. Wilhelm stand am Fenster, und beobachtete das Gitterthor. Da plötzlich schritt der Onkel, ein rüstiger Jäger, über den Hof. An seiner schweren Jagdtasche hingen fünf oder sechs Hühner. Verwundert blieb er stehen, und sah einen Augenblick den Reisewagen an, den man halb in die Remise geschoben hatte. Dann eilte er die Treppe hinan, und verschwand in dem Hause.

„Das ist seltsam!" murmelte der unruhige Neffe. „Der Herr Consul sieht wahrlich nicht aus, als ob er an das Sterben dächte. Zu welchem Zwecke mag er den traurigen Brief an mich geschrieben haben? Sollte

er ein Erguß seiner Hypochondrie oder wohl gar eine List sein?"

Der rasch eintretende Consul unterbrach diese Reflexionen.

„Onkel, theurer Onkel!" rief Wilhelm ihm entgegen.

Der Consul umarmte ihn mit einer Zärtlichkeit, die an Rührung grenzte.

„Willkommen Wilhelm!" rief er aus. „Wo ist Deine Frau? Bist Du allein gekommen?"

„Nein, sie befindet sich in jenem Zimmer, um Toilette zu machen. Wir sind während der Nacht gereist, und eben erst aus dem Wagen gestiegen."

„Mein Gott, über diese Ceremonien! Ich sehe wohl, daß man mich nicht kennt; wir sind ja hier nicht in der Stadt. Ich hasse die Umstände, und will, daß man sich zwanglos bewege. O, Ihr eiteln jungen Leute!"

„Albertine, die Freundin, von der ich in meinem Briefe gesprochen, ist mit uns gekommen!" sagte der Neffe, indem er den Onkel fixirte.

„Desto besser! Desto besser!" rief der Consul mit einem Anfluge von Heiterkeit. Die Freundin unser guten Louise ist herzlich willkommen, denn ich weiß, daß sie ihren Umgang mit Vorsicht wählt."

„Gewiß, lieber Onkel!"

„Du stellst mir die Freundin Deiner Frau vor, ich mache Dich mit dem neuen Eigenthümer des Forsthauses bekannt, einem jungen Manne, der mich diesen Morgen auf der Jagd begleitet hat. Er ist zwar nur erst fünfundzwanzig Jahre alt — aber ein Philosoph, der seines Gleichen sucht. Die Menschen sind ihm verächtlich, und die Frauen haßt er wie die Sünde. Der Mann gefällt mir. Während wir den Wald durchstreichen, moralisiren wir."

„Demnach, mein Onkel, befinden Sie sich —"

„Schlecht, schlecht, sehr schlecht!" sagte der Consul, ein saures Gesicht machend. „Ich fühle, daß ich langsam vergehe. Mein Körper ist so schwach, so abgemattet — —"

„Wenn Sie den Wald durchstreift haben —"

„Nein, nein, davon kommt es nicht; es ist die Folge meiner schlechten Gesundheit."

„So fehlt Ihnen wohl der Appetit?"

„Auch der Appetit fehlt nicht; ich esse und trinke gut, aber ich schlafe schlecht. Die Nacht, die Nacht ist mir eine furchtbare Zeit!" rief seufzend der Consul. „Und dann habe ich Krankheitsanfälle, die wahrhaft erschrecklich sind! Dem letzten dieser Anfälle verdanke ich, daß Du jetzt verheirathet bist," fügte Leberecht mit einem schmerzlich-freundlichen Lächeln hinzu.

„Onkel," stammelte Wilhelm erröthend.

„Ah, Du Libertiner, das Junggesellenleben ist wohl sehr angenehm? Warte, ich werde Deine Anwesenheit in meinem Landhause benützen, um Dich die Annehmlichkeiten eines zurückgezogenen häuslichen Lebens kennen zu lehren. Die Welt ist nichts, gar nichts — Thorheit, Nichtigkeit, Nichtswürdigkeit — ein Mensch betrügt und plagt den andern — der eine kommt empor, der andere geht zu Grunde — Du sollst den Herrn von Windheim über dieses Capitel sprechen hören — es ist ein wahrer Genuß! Und siehst Du, Wilhelm, weil ich fürchte, daß ich einmal Morgens mein Bett nicht verlasse —"

„O, verbannen Sie doch diese Grabesgedanken!"

„Daß ich schnell vergehe, wie alles Irdische, so habe ich daran gedacht, meine letzten Bestimmungen zu treffen. Ich freue mich, daß Du meine Lieblingsidee verwirklicht hast. Du weißt, ich bin ein guter Mensch, der kein Unrecht leidet, geschweige denn thut — aber hättest Du nicht die Tochter meines alten Freundes geheirathet, ich würde ihr allein mein ganzes Vermögen vermacht haben. So ist es mir lieb, denn auch der Sohn meines einzigen Bruders wird durch mich glücklich werden."

„Onkel, Sie sind die Güte und Liebe selbst!"

„Findest Du das?" fragte lächelnd der Consul.

„Darum werden Sie mir auch eine Bitte gewähren."

„Bitte, lieber Neffe, bitte!"

„Der Mann muß stets das Oberhaupt im Hause sein."

„Von Rechtswegen."

„Meine Louise würde aber gewaltig den Pantoffel schwingen, wenn sie erführe, daß ich ihr das Glück verdanke, von Ihnen bedacht zu sein."

„Und nun meinst Du, daß ihr der wahre Grund meiner Güte unbekannt bleibe?"

„Ja! Onkel, Sie kennen die Frauen nicht!"

„Ich kenne sie, und weil ich sie kenne, soll Louise nichts erfahren."

Die eintretenden Damen unterbrachen das Gespräch. Beide hatten reizende Toilette gemacht. Wilhelm stellte keck Louisen als seine Frau vor. Gerührt betrachtete der Consul das schöne Mädchen.

„Das sind die Züge ihrer Mutter," murmelte er; „das ist ihr Lächeln, ihr blondes Haar, ihre ganze Gestalt! Louise," rief er laut, „umarmen Sie Ihren zweiten Vater!"

Leberecht küßte die weiße Stirn Louise's.

„Gut, gut," murmelte er; „nun habe ich eine Tochter und einen Sohn!"

Wilhelm ergriff Albertine's Hand, und stellte sie dem Consul mit den Worten vor:

„Fräulein Albertine Möller, die intime Freundin meiner Gattin.“

„Möller?“ stammelte verwirrt der Consul, denn der Name erinnerte ihn an den Schiffsmakler, dem er sein großes Vermögen verdankte.

Albertine, die, wie sich denken läßt, sehr befangen war, verneigte sich tief erröthend.

Der Consul faßte sich rasch; er sprach einige Höflichkeitsphrasen aus, und bat die Dame, das Landhaus als das ihrige zu betrachten. Joseph meldete, daß das Mittagsessen aufgetragen sei. Leberecht führte Louisen, seine vermeintliche Nichte, Wilhelm Albertinen, die vermeintliche Freundin, zu Tische.

„Wie wird das enden?“ flüsterte die ängstliche junge Frau ihrem Manne zu.

„Du siehst, mein Onkel ist ein überspannter Kopf.“

„Ich fürchte mich vor dem seltsamen Manne.“

„Spiele Deine Rolle gut; das Uebrige überlaß mir und dem guten Glücke, das dem Kecken stets hold gewesen ist.“

Onkel Leberecht war bei Tische so heiter, daß der lange Joseph mehr als einmal den eckigen Kopf schüttelte und in der Küche sein Mißfallen aussprach, wenn er eine Schüssel holte.

„Diese Stadtmenschen stören die Ruhe unseres Hauses,“

murmelte auch Frau Katharina, die Haushälterin, mit verdrießlichem Gesichte. „Ich wollte, sie wären, wo der Pfeffer wächst!"

## V.

Die Damen zogen sich zeitig in ihr Zimmer zurück, um von der anstrengenden Nachtreise auszuruhen. Onkel und Neffe gingen in der Dämmerung nach dem Forsthause, um dem Herrn von Windheim einen Besuch abzustatten. Alexander empfing die Gäste mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit, Wilhelm Dewald unterdrückte seine Verwunderung über den sonderbaren Elegant, der sich entschließen konnte, in dieser traurigen Einöde zu leben. Der Consul wußte dem Gespräche bald die Wendung zu geben, die den Edelmann auf sein Lieblingscapitel brachte. Alexander ermangelte nicht, seine Ansichten über die Welt und vorzüglich über die Frauen auszusprechen; er versicherte, daß er nie daran denken würde, sich je mit einem solchen Wesen zu verbinden.

„Dieser Edelmann ist auf dem besten Wege, ein Hypochonder wie mein Onkel zu werden!" dachte Wilhelm. „Uebrigens traue ich dem Burschen nicht, wer kann wissen, ob er dem reichen Consul nicht eine Komödie spielt, wie ich sie ihm spiele. Man muß auf seiner Hut sein."

„Womit beschäftigen Sie sich jetzt?" fragte Leberecht.

Alexander deutete auf den Tisch.

„Ich schreibe meine Memoiren, die ich zur Belehrung der jungen Männer drucken lassen will! Das Werk soll den Titel führen: „Ueber die Treue der Frauen." O, es gibt viel Stoff zum Nachdenken; auch fehlt die Sentimentalität nicht, die jetzt allgemein beliebt ist."

Hätte der Consul nicht nach der Uhr gesehen, und zum Aufbruche gemahnt, Alexander würde das erste Capitel seiner Memoiren vorgelesen haben. Man verabredete zum nächsten Morgen eine Jagdpartie, und trennte sich.

„Wie gefällt Dir Windheim?" fragte der Onkel unterwegs.

„Ich bin verheirathet, und kann seine Ansichten nicht theilen."

„Du hast Recht, und kannst zufrieden sein; man trifft nicht immer eine so liebenswürdige Frau, wie Louise ist."

„Gefällt Ihnen Albertine?" fragte Wilhelm.

„Sie ist schön, aber ein wenig zu still. Man pflegt zu sagen: stille Wasser sind tief! Ja, die stillen Wasser haben schon manches Opfer verschlungen. Ich liebe das freie, offene Wesen, das Louisen eigen ist. Louise ist

eine Frau, die ich selbst hätte heirathen mögen, wenn ich nicht zu alt wäre."

„Onkel, Sie müssen Albertinen näher kennen lernen — die junge Dame besitzt einen Schatz von Gemüth und Geist, der sie Jedem werth machen muß. Und dabei ist sie schön, wirklich schön!"

„Hollah'," rief der Consul, indem er stehen blieb. „Was ist das? Du bist kaum mit Louisen verheirathet, und schon findest Du die Freundin gemüthvoll, geistreich und wirklich schön? Ist Albertine vielleicht auf Deinen Antrieb Louisen gefolgt? Mensch, wenn Du Deine Frau hintergehen könntest!"

Wilhelm erschrak, er hatte seine Rolle vergessen.

„Onkel," rief er, „halten Sie mich nicht für schlecht! Ich schwöre Ihnen, daß ich meiner Frau treu wie Gold bin. Aber darf ich deshalb nicht die Vorzüge anderer Frauen anerkennen? Wäre Albertine nicht die, die sie ist, ich gestattete ihren Umgang mit Louisen nicht. Geben Sie sich, in unserem Interesse, die Mühe, die junge Dame zu sondiren, und Sie werden mir beipflichten."

„Das will ich mir merken," dachte der Onkel, „das braune Mädchen ist wirklich schön!"

„Bald hätte ich mich verrathen," dachte der Neffe: „der Alte ist schlau wie ein Zollvisitator!"

„Leberecht beschloß, Albertinen zu beobachten, und

Wilhelm nahm sich vor, den verdächtigen Edelmann scharf in's Auge zu fassen.

Schon früh am nächsten Morgen brachen die Männer zur Jagd auf. Alexander zeigte sich als ein so liebenswürdiger Gesellschafter, daß Wilhelm die Sonderbarkeit desselben bedauerte, die ihn von der Welt ausschloß. Er ist ein liebenswürdiger Mann! war sein Urtheil über ihn. Alexander bat sich die Ehre aus, den Neffen des Consuls Freund nennen zu dürfen. In heiterer Stimmung kehrte die Jagdgesellschaft zurück. An dem Thore des Landhauses nahm Alexander Abschied und schlug den Fußweg, der durch den Tannenwald führte, nach dem Forsthause ein. Nicht lange war er gegangen, als ihm in der Biegung des Weges eine Dame entgegentrat. Es war Albertine. Ihr liebliches Gesicht unter dem weißen Atlashute war von der frischen Herbstluft sanft geröthet. Ein Oberrock von dunkelgrüner Seide schloß den schönen, üppigen Körper eng ein. In der kleinen, mit gelbem Handschuh bekleideten Hand trug sie das weiße Battisttuch.

Alexander blieb überrascht stehen, als er diese seltene Erscheinung sah.

„Eine Dame, und eine reizende Dame in dieser Einöde!“ dachte er.

Um seine frauenfeindlichen Grundsätze war es ge-

schehen — der romantische Elegant erwachte wieder. Höflich grüßend zog er seine grüne Jagdmütze. Seine Verwirrung erreichte den höchsten Gipfel, als die Dame ihn anredete.

„Verzeihung, mein Herr — führt dieser Weg nach der Solitüde?“

Das Lächeln der schönen Frau und ihre weiche, wohlklingende Stimme machten Alexander, der lange keine Dame gesehen und gehört hatte, zur Bildsäule erstarren.

„Nach der Solitüde wollen Sie?“ fragte er, die Mütze in der Hand haltend.

Schweigend verneigte sich Albertine, welche die Bestürzung des fremden jungen Mannes nicht begreifen konnte.

„Nach dem Landhause des Consuls Dewald?“ wiederholte Alexander.

„Ja, mein Herr!“

„In fünf Minuten werden Sie es sehen, wenn Sie diesen Weg verfolgen.“

„Ich danke, mein Herr!“

Albertine ging vorüber. Die Falten ihres Kleides berührten Alexander in dem schmalen Waldwege. Ein feines Parfüm drang in seine Nase. Wonneschaudernd

sah er der junonischen Gestalt nach, die leicht durch den Wald schwebte und nach einer Minute verschwand.

„Auf Ehre, das war ein Engel!" flüsterte er. „Pah, ein Weib, eine Schlange — der Teufel traue diesen Sirenen! Aber wie kommt sie in diese Gegend? Was will sie bei dem menschenfeindlichen Consul?"

Alexander kam nach Hause und nahm das Mittagsmahl ein, das der alte Tobias, der frühere Koch des Generals von Windheim, bereitet hatte. Es wollte ihm nicht schmecken. Das einfache, fast unfreundliche Zimmer ekelte ihn an. Um drei Uhr machte er eine sorgfältige Toilette, bei der Tobias als Kammerdiener behilflich war. Während er vor dem Spiegel stand und die elegante Cravatte anlegte, fragte er:

„Tobias!"

„Gnädiger Herr?"

„Sind Menschen in der Nähe unseres Hauses gewesen?"

„Ja!"

„Wen hast Du gesehen?"

„Ich glaube, es waren zwei Frauen."

„Zwei Frauen?" fragte Alexander überrascht.

„Ja, gnädiger Herr. Ich sah aus dem Fenster, als sie dort am Zaune vorübergingen und im Walde verschwanden."

„Du hast doppelt gesehen, alter Freund!“

„Wohl möglich; mein Gesicht wird täglich schlechter.“

Alexander ging nach der Solitüde. Als er in den Hof trat, kam ihm Wilhelm aus dem Garten entgegen. Beide grüßten sich wie alte Bekannte. Indem sie dem Perron zugingen, nickte Wilhelm einer Dame zu, die an einem Fenster der Zimmer des Erdgeschosses stand. Alexander sah auf — er erkannte die schöne Unbekannte aus dem Tannenwalde.

„Mein Freund,“ flüsterte er wie berauscht, „wer ist diese reizende Dame?“

„Welche Dame?“

„Die am Fenster stand — Sie grüßten sie.“

„Ah so! Diese Dame ist — —

„Ihre Frau?“

„Nein!“

Dem armen Alexander schien eine Centnerlast vom Herzen genommen zu sein.

„Wer ist sie?“ fragte er aufathmend.

„Fräulein Albertine Möller ist die Freundin meiner Frau.“

„Also nicht verheirathet? Fräulein?“

„Beides, Herr von Windheim!“ sagte Wilhelm. „Der arme Mensch ist verrückt, folglich nicht gefährlich,“

dachte er, indem er mit dem Jagdfreunde die Hausflur betrat.

„Herr Dewald, ich bitte Sie um eine Gefälligkeit."

„Sprechen Sie, Herr von Windheim."

„Sie kennen diese Dame?"

„Ja."

„Stellen Sie mich ihr vor."

„Mit Vergnügen."

Er öffnete die Saalthür und ließ den Besuch eintreten. Albertine, die sich allein in dem Saale befand, trat den Ankommenden entgegen. Sie war im bloßen Kopfe; ihr braunes Haar bildete einen einfachen, glänzenden Scheitel. Den schönen Flechtenkranz hielt ein goldener Pfeil zusammen. Statt des Oberrocks trug sie ein Kleid von brauner Seide, das ihre harmonischen Körperformen deutlich abzeichnete. Den vollen Busen schmückte eine dunkelrothe Bandschleife.

Wilhelm Dewald gab seiner Frau ein bedeutungsvolles Zeichen mit den Blicken, während Alexander sich tief verneigte.

„Mein Fräulein," sagte er, „ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Alexander von Windheim vorzustellen, den liebenswürdigen Jagdgenossen, von dem mein Onkel erzählt; daß er alle Frauen verabscheut."

„Verabscheut!" stammelte Alexander bestürzt. „Glau=

ben Sie es nicht, mein Fräulein. Ich habe nie eine solche Lästerung ausgesprochen."

Albertine verneigte sich und sagte mit einem reizenden Lächeln:

„Es bedarf nur des Anblicks des Herrn von Windheim und man muß die Ueberzeugung gewinnen, daß er nie Grund gehabt, sich über die Frauen zu beklagen."

„Teufel," dachte Alexander, „sie besitzt Geist!"

Während Alexander zu einem Pfeilertische trat, den Hut ablegte und die braunen Glacéhandschuhe auszog, flüsterte Dewald seiner Frau zu:

„Sei auf Deiner Hut, dieser Mensch ist ein Narr, ein Schwätzer! Unser Geheimniß ist verloren, wenn er es erfährt."

Alexander kam zurück.

„Ich hatte das Glück, Fräulein Möller diesen Morgen zu sehen," sagte er.

„Und ich hatte das Unglück, von meiner Freundin getrennt zu werden, die muthwillig einen andern Weg einschlug, um rascher nach dem Landhause zu kommen."

„Wie gern hätte ich Sie geführt —"

„Ich würde Sie darum ersucht haben, wenn ich gewußt hätte, daß Sie der Freund des Herrn Consuls sind."

„Wo ist der Onkel?"

„Bei Ihrer Frau, Herr Dewald!" antwortete Alber=

tine, indem sie nach dem Seitenzimmer deutete. „Er hat sie um eine geheime Unterredung gebeten."

„Der gute Onkel könnte mich eifersüchtig machen."

„Beruhigen Sie sich, mein Herr, die Unterredung ist zu Ende — dort kommt der Herr Consul."

Leberecht trat ein.

„Ah, Herr von Windheim!" rief er heiter. „Willkommen, Frauenhasser! Ich benutze diese Gelegenheit, um Ihnen meine kleine Nichte vorzustellen. Kommen Sie, Louise, kommen Sie!"

Louise erschien in der Thür. Alexander starrte sie zitternd an, wie eine gespenstige Erscheinung.

Der Consul, den das Gespräch mit Louisen in eine heitere Stimmung versetzt hatte, bemerkte eben so wenig als Wilhelm die plötzliche Umwandlung Louisen's, sie hatten nur den Gast im Auge, der bald blaß bald roth wurde.

„Ihre Gattin?" stammelte Alexander, indem er sich zu dem Neffen wandte.

Wilhelm verneigte sich zustimmend.

„Ich wette," sagte der Consul, „daß die Damen den Grund der zornigen Aufwallung unseres Gastes nicht kennen. Doch entschuldigen Sie ihn, er hat vor nicht langer Zeit eine arge Täuschung erfahren — wenigstens glaubt er es!"

Alexander hatte die Hand in die Oeffnung seiner Atlasweste gesteckt, sah zur Decke empor und sagte mit bebenden Lippen:

„Wenn ich es bisher glaubte, so habe ich jetzt unumstößliche Beweise!"

„Vielleicht täuschen Sie sich, mein Herr!" antwortete ihm Louise so unbefangen, als ob sie ihn trösten oder die Gewissenhaftigkeit der Frauen vertheidigen wollte.

„Die Treulose!" murmelte Alexander.

„Haben Sie Nachrichten von ihr?" fragte der Consul.

„Ja, mein Herr, die neuesten Nachrichten!"

„Also ist sie Ihnen wirklich untreu geworden? Element, Herr von Windheim, ein Mann in Ihren Jahren muß sich über so etwas hinwegsetzen. Vergessen Sie die Ungetreue und lieben Sie eine andere. So würde ich mich rächen, wenn ich, wie Sie, fünfundzwanzig Jahre alt wäre!"

„Onkel," rief Louise, laut auflachend, „Sie geben dem Herrn einen schönen Rath!"

Alexander zerdrückte wie krampfhaft die Schleifen seiner Cravatte.

„Der Rath ist vortrefflich, Madame," rief er aus; „so vortrefflich, daß ich ihn sicher befolgen werde!"

Leberecht hatte seit Jahren eine so gute Laune nicht gehabt.

„Brechen wir ab von dem Unangenehmen, wenden wir uns zu dem Angenehmen!“ rief er aus, denn er hatte Mitleiden mit dem armen Alexander. „Sie sind so kurze Zeit verheirathet, Louise; aber nicht wahr, die Ehe ist doch schön? Bleibt bei mir, Kinder, ich will von jetzt an ein ganz anderes Leben führen, um die wenigen Tage zu genießen, die mir der Himmel noch schenkt. Es soll Euch an Nichts fehlen. Ihr bewohnt den linken Flügel meines Landhauses, damit Ihr vollkommen ungestört seid, und Fräulein Albertine bezieht ein Zimmer im ersten Stocke. Dann mag der Winter kommen, ich fürchte ihn nicht!“

Wilhelm sandte seiner Frau einen besorgten Blick zu. Louise hatte diesen Blick bemerkt.

„Onkel,“ sagte sie rasch, „ich werde mich von meiner Freundin nicht trennen!“

„Ich dulde keinen Widerspruch; die jungen Gatten sollen nicht genirt, sie sollen völlig frei sein.“

„Sie haben Recht!“ rief der Elegant, der wie auf Kohlen stand.

„Aber, Herr von Windheim, Sie sehen ja meine Nichte mit wahrhaft erschrecklichen Blicken an; man möchte glauben, Sie wollten sie mit Ihrem Hasse vernichten.“

„Wahrhaftig nein!“ rief bitter lachend der junge Mann. „Ich bin ihr im Gegentheil sehr gewogen!“

„Gut, gut, er denkt schon milder von den Frauen!“ rief der Consul, Albertinen scharf ansehend. „Sie müssen sich mit dem schönen Geschlechte vollkommen aussöhnen, es ist nicht so bösartig, wie Sie wähnen. Sehen Sie nur meinen Neffen, den jungen Ehemann, an, er glüht vor Freude und Glück. Ich stoße Ihre Grundsätze um, wie diese kleine Schlange die meinigen umgestoßen hat, denn ich habe Sie lieb gewonnen. Fräulein Albertine, ich rechne dabei auf Ihre Hilfe!“

„Auf meine Hilfe?“ rief erschreckt die junge Frau.

Alexander näherte sich Albertinen, küßte ehrerbietig ihre Hand, ergriff seinen Hut und verließ hastig den Saal, nachdem er die übrigen Personen leicht gegrüßt hatte. Man sah ihn rasch über den Hof eilen und zwischen den Bäumen verschwinden.

„Was ist das?“ fragte der Consul.

„Mein Gott,“ flüsterte erschreckt Louise, „wenn er nur keine Thorheit begeht.“

„Es ist wahr,“ meinte Leberecht; „der junge Mensch ist ein excentrischer Kopf.“

„Mein Freund,“ wandte sich Louise an Wilhelm, „eile ihm nach und suche ihn zu beruhigen, denn wir haben ihm arg mitgespielt.“

„O," murmelte Leberecht, die junge Frau hat ein mitleidiges Herz! Schickt sie ihren Gatten einem jungen Elegant nach, der — —"

„Verzeihung, Onkel, ich kenne meine Frau und habe durchaus keinen Grund zur Eifersucht. Um ihr mein Vertrauen zu beweisen, gehe ich nach dem Forsthause. Unterhalten Sie die Damen."

„Komm bald zurück!" rief der Consul dem Davoneilenden nach.

## VI.

Kaum hatte Alexander sein Zimmer betreten, als er den alten Tobias rief. Der Diener erschien mit der Pünktlichkeit der Soldaten.

„Tobias, packe die Sachen und bestelle Extrapost, wir reisen morgen ab!"

„Wohin, gnädiger Herr?" fragte Tobias verwundert.

„Wohin Du willst, alter Freund. Aber wähle eine große Stadt für den Winter, wir wollen uns zerstreuen. Die Gegend hier ist zu traurig, ich halte es nicht länger aus."

„Mir hat sie vom ersten Augenblicke an nicht gefallen, lieber Herr!" rief Tobias mit freudestrahlendem Gesichte. „Also ich soll gleich packen?"

„Auf der Stelle! Zuvor jedoch bringe mir Licht, ich will einen Brief schreiben.“

Die Abenddämmerung war eingebrochen. Als Tobias über die dunkle Hausflur ging, hörte er ein hastiges Klopfen an der Thür.

„Wer ist da?“

„Aufgemacht, aufgemacht, oder ich zertrümmere die Thür!“

„Dazu gehört nicht viel!“ murmelte Tobias. „Nur Geduld! Wer ist denn der stürmische Besuch?“

„Oeffne nicht, Tobias!“ rief Alexander von der Treppe herab. „Ich will keinen Menschen hören und sehen!“

„Gut, gnädiger Herr!“

In diesem Augenblicke drückte Wilhelm Dewald die wankende Thür ein und ging an dem erstaunten Tobias vorüber die Treppe hinauf. Oben stieß er auf den Edelmann.

„Ich muß Sie sprechen, mein Herr!“

„Verzeihung, mein Herr, ich nehme keine Besuche an, wenigstens von Ihnen nicht!“

Alexander wandte ihm den Rücken und ging in das Zimmer. Dewald ließ sich nicht abhalten, er folgte ihm auf dem Fuße.

„Das ist zu kühn!“ rief Alexander entrüstet. „Wollen Sie mich zwingen, mein Hausrecht mit Gewalt zu wahren?“

„Nein, aber ich halte Sie nicht nur für einen Ehrenmann, sondern auch für einen vernünftigen Menschen. Meine Frau interessirt sich für Sie — —“

„Ah, ah, ah, Ihre Frau, mein Herr! Also Ihre Frau interessirt sich für mich? Treibt Sie vielleicht die Eifersucht, daß Sie in der Nacht durch den Wald rennen? Wenn dies ist, mein armer Herr Dewald, so haben Sie Recht und ich will Sie anhören!“

Tobias trat mit Licht ein.

„Soll ich bleiben, Herr?“ fragte er, einen Seitenblick auf den Gast werfend.

Alexander winkte ihm zu gehen. Tobias ging, nachdem er das Licht auf den Tisch gestellt.

„Wir sind allein, Herr Dewald; was haben Sie mir zu sagen?“ fragte von Windheim, und die Schadenfreude blitzte aus den Augen, als er den Schweiß auf Wilhelms Stirn glänzen sah. „Oder vielmehr, was läßt mir die schöne, treue Louise sagen?“ fügte er höhnend hinzu.

„Er ist wirklich verrückt!“ dachte Dewald, der sich die Aufregung des seltsamen Menschen nicht erklären konnte.

„Nun, Sie glücklicher Ehemann," rief Alexander, „warum sprechen Sie nicht? Macht Sie das Glück der Ehe stumm?"

„Mein Herr, es scheint, Sie halten mich für einen lächerlichen Ehemann."

„Nein," die Ehe ist ein zu ernstes Ding, mein lieber Herr; aber ich halte Sie für einen unglücklichen Ehemann."

„Wollen Sie meine Frau verdächtigen?"

„Nein, ich werde schweigen wie das Grab!" rief Alexander feierlich. „Und wenn Sie klug sind, so unterbrechen Sie dieses Schweigen nicht, sondern begnügen sich, blindlings an die Treue Ihrer Frau zu glauben. Morgen früh, diese Nacht noch reise ich ab; leben Sie wohl Herr Dewald!"

„Ich hoffe, Sie werden bleiben!"

„Wahrlich, nein!"

„Oder mir wenigstens den Grund Ihrer plötzlichen Abreise nennen. Sie sind von Vorurtheilen befangen, die Ihnen das Leben verbittern."

„Von Vorurtheilen?" rief Alexander bitter lachend. „Ah, ich sehe, daß ich Ihnen gegenüber offen sein muß. So sind die Ehemänner, nur eclatante Beweise öffnen ihnen die Augen."

„Wohlan, so hören Sie denn," fuhr Alexander fort.

„Ich habe Ihnen auf der Jagd erzählt," sagte er leise, „daß mich ein ungetreues Weib schmählich verrathen, daß es mir die heiligsten Eide gebrochen hat?"

„Ich erinnere mich."

„Sie selbst nannten sie eine Treulose."

„Und wer ist diese Treulose?"

„Ihre Frau!" rief Alexander triumphirend.

Wilhelm fuhr betroffen zurück.

„Meine Frau!" murmelte er. „Das ist nicht übel."

„Ja, Ihre Frau, Herr Dewald! Sie sehen, daß ich Ihrer Ruhe wegen nicht bleiben kann."

„Meiner Ruhe wegen?" fragte Wilhelm lächelnd. „Wenn Sie keinen andern Grund zur Abreise haben, so bleiben Sie."

„Wie?"

„Ich wiederhole es, bleiben Sie, mein Herr!"

Alexander fühlte sich durch die ruhige Sicherheit verletzt, mit der diese Worte an ihn gerichtet wurden. Seine Eitelkeit erwachte.

„Gut," sagte er nach einer Pause, „so will ich denn bleiben; aber nur um ihr zu beweisen, daß sie mir völlig gleichgiltig ist."

„Er will sich rächen!" dachte Wilhelm.

„Wenn ich abreiste, würde sie glauben, die Verzweiflung triebe mich fort — diesen Triumph will ich

ihr nicht bereiten. Ich gehe selbst noch weiter: ich werde den Rath Ihres Onkels befolgen — bei Gott, das ist ein großer Gedanke! Ich werde mich in die reizende Albertine verlieben — ich bin sogar schon in sie verliebt! Ich bete sie an, ich vergöttere sie!"

„Sie fangen rasch Feuer, Herr von Windheim!"

„Zu meinem, zu Ihrem Glücke. Mein Herr, dafür, daß Sie mir die Geliebte entführt haben, zeigen Sie sich jetzt gefällig."

„Was kann ich thun?" fragte Wilhelm.

„Sie sind mit der reizenden Albertine befreundet; sagen Sie ihr, daß ich reich, von Adel, sanfter Gemüthsart, guten Charakters, treu und zärtlich bin — mit einem Worte, stellen Sie meine Eigenschaften, die Sie kennen und die Sie nicht kennen, in das hellste Licht."

„Mein Herr, Albertine ist nicht reich."

„Desto besser; so bereichere ich sie durch mein Vermögen. O, es ist ein süßes Glück, die Geliebte glücklich zu machen!"

Wilhelm bot Alles auf, den Entschluß des sonderbaren Menschen schwanken zu machen.

„Albertine," fuhr er fort, „ist keine wahre Schönheit. Ihre Züge sind, in der Nähe gesehen, grob."

„Mein Herr, die Schönheit ist Geschmackssache!" rief der aufgeregte Alexander.

„Aber sie ist kokett!“

„O, welche Frau wäre das nicht?“

„Und entsetzlich launenhaft.“

„Desto besser! Die Launen machen ein hübsches Mädchen in den Augen des Liebhabers um so interessanter. Albertine vereinigt die Eigenschaften von zehn anderen Frauen. Es bleibt dabei, ich werbe um die Gunst der schönen Albertine.“

„Mein Herr, ich kann Ihnen nicht beistehen, ich werde selbst zu verhindern suchen — —“

Alexander fuhr auf.

„Wie,“ rief er, „auch diesmal wollen Sie mir in den Weg treten? Vergessen Sie nicht, daß Sie mir bereits die erste Geliebte genommen haben. Sie sind eifersüchtig auf Ihre Frau, wie Sie vorhin sagten, und jetzt wollen Sie zwischen mich und Albertinen treten — mein Herr, was soll ich davon denken?“

Oswald begriff, daß er sich von seiner Eifersucht hatte zu weit hinreißen lassen; er durfte sich ja auf den Takt und die Festigkeit seiner Frau verlassen.

„Mein Herr,“ sagte er mit kalter Artigkeit, „thun Sie, was Sie wollen; aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß all' Ihr Bemühen vergebens sein wird. Albertine ist kalt, gleichgiltig, Extravaganzen findet sie lächerlich und den Ehestand haßt sie. Wie gesagt, thun

Sie, was Sie für gut halten. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!"

Alexander von Windheim verneigte sich mit kalter Eleganz.

„Leuchte dem Herrn die Treppe hinab, Tobias!" rief er dann.

Tobias kam dem Befehle nach. Wilhelm Dewald verließ das Forsthaus und eilte nach der Solitüde zurück.

„Wir bleiben!" sagte Alexander, als der Diener das Licht zurückbrachte. „Besorge mir ein Abendessen."

Der Alte verließ brummend das Zimmer.

„Wie, Herr Dewald," dachte der Edelmann, „Sie wollen mir zum zweiten Male hinderlich sein? Ah, das ist ein Grund mehr, bei meinem Entschlusse fest zu verharren. Louise wird vor Zorn weinen, wenn ich über die gelungene Rache triumphire. Die Ungetreue hat es nicht besser gewollt, ich habe durchaus keinen Grund, mir Vorwürfe zu machen. Mag es ausfallen, wie es will, ich werde mich um Albertinen bewerben."

## VII.

Der Consul war seit der Ankunft der jungen Leute heiter geworden, sein ganzes Wesen hatte sich verändert. Louise, die vermeintliche Nichte, war der Gegenstand seiner

größten Sorgfalt und Zärtlichkeit. Ihr munteres, fast übermüthiges Wesen fand er reizend, und ihren Widerspruchsgeist nannte er Scharfsinn. So oft er konnte, sprach er mit ihr von ihrer verstorbenen Mutter. Bei solchen Gelegenheiten fügte er stets die Ermahnung hinzu: „bleiben Sie Ihrem Manne getreu, liebe Louise, denn Sie beglücken dadurch Ihren alten Onkel, der nur noch kurze Zeit zu leben hat." Gerührt entfernte er sich nach einer solchen Unterredung, um sich in seinem Zimmer einzuschließen.

„Das ist wirklich ein seltsamer Mann!" dachte Louise. „Aber wie soll das enden? Fast bereue ich, daß ich mich zu dieser Rolle hergegeben habe. Die Lösung wird eine ganz andere werden, als die, die wir vermuthen."

Wilhelm Dewald war immer noch der glühende Liebhaber seiner Frau, und wie alle Liebhaber, so ward auch er auf jeden jungen Mann eifersüchtig, der sich ihr nahete. Alexander war ohne Widerrede ein schöner Mann und seine Sonderbarkeiten mußten ihn interessant machen. Auch die Eitelkeit mischte sich in das Spiel; er war stolz, der Mann einer so schönen, liebenswürdigen Frau zu sein. Fürchtete er auch die Untreue Albertinens nicht, so dachte er doch mit einem bittern Gefühle daran, daß sie den bizarren Edelmann interessant finden könne. Er

nahm sich vor, den Plan desselben zu verschweigen und still zu beobachten, wie Albertine sich benehmen würde. Es war dies eine Probe, die seine Eitelkeit sich nicht versagen konnte. Ein König ist nicht frei von der Eitelkeit auf seinen Thron, auf seine Macht — es ist verzeihlich, wenn ein junger Ehemann eitel auf den Besitz seiner schönen Frau ist. Das quid pro quo, das er dem grillenhaften Onkel spielte, trat für den Augenblick in den Hintergrund. Man sieht, Herr Wilhelm Dewald besaß außer der Eitelkeit auch einen hohen Grad von Leichtsinn.

Beim Frühstück am andern Morgen flüsterte Louise ihm zu:

„Wie haben Sie den Weiberfeind verlassen?"

„Er will sich rächen."

„Wodurch?" fragte Louise erröthend.

„Ich weiß es nicht."

„Suchen Sie ihn so lange zu fesseln, bis ich meine Maske ablegen kann."

„Zählen Sie darauf."

„Aber säumen Sie nicht mit der Lösung, die Rolle ist mir zu schwer."

„Sie liebt den Kecken!" dachte Dewald. „Desto besser!"

Zur Zeit des Mittagstisches erschien Alexander in großer Toilette. Er war zu Pferde in den Hof der Solitüde gesprengt.

„Vortrefflich," rief der Consul, „da kommt unser Philosoph! Wahrlich," fügte er hinzu, indem er durch das Fenster sah, „der Edelmann sitzt gut zu Pferde."

Albertine warf Louisen einen Blick zu. Diese lächelte zufrieden über das Lob, das der Onkel so eben ausgesprochen hatte. Der Neffe hatte es bemerkt; unwillkürlich warf er einen Blick durch das Fenster: er mußte sich eingestehen, daß Alexander graziös und leicht vom Pferde stieg. Man lud den Gast zu Tische, und er blieb. Alexander sprach lebhaft und viel; aber kein Wort verrieth sein Verhältniß zu Louisen, die sich Mühe gab, ihre heitere Laune zu bewahren, um den Consul zu täuschen, der an ihrer Seite saß. Außer dem Consul affectirten alle Gäste eine Unbefangenheit, die ihnen fremd war.

Nach Tische schlug der Consul einen Spaziergang nach seinem Karpfenteiche vor, der am äußersten Ende des Gartens lag. Er befahl, daß Dewald seine Gattin und Alexander Albertinen führe. „Vielleicht stoße ich sein philosophisches Gebäude um!" flüsterte er dem Neffen zu.

Die Paare, von dem Consul geführt, gingen in den Garten. Louise und Wilhelm befanden sich in einer eigenen Situation: das junge Mädchen konnte sich der

Eifersucht auf Albertinen und der junge Mann der Eifersucht auf Alexander nicht erwehren. Der Consul ward nicht müde, sie zu unterhalten.

Alexander hatte mit seiner Dame einen Seitenweg eingeschlagen.

„Verzeihung," sagte erschreckt Albertine, „der Teich liegt dort!"

„Folgen Sie mir, ich bitte, mein Fräulein. Auch dieser Weg führt zum Ziele."

„Ich fürchte nur —"

„Fürchten Sie, mit mir allein zu bleiben?"

„Man sagt, Sie lieben die Einsamkeit."

„Und man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, mein liebes Fräulein; aber die Einsamkeit hat für mich tausend Reize mehr, wenn eine so liebenswürdige Dame sie verschönt!"

Albertine errieth die Absicht des Sonderlings.

„Ah," rief sie lächelnd, „ich glaube, mein Herr, Sie werden galant!"

„Können Sie sich darüber wundern?" fragte Alexander, der um so eifriger ward, je mehr sich Louise und Wilhelm von ihm entfernten.

„Sie haben ja den Frauen ewigen Haß geschworen!"

„Meine liebe Dame, ich fühle mich gedrungen, Ihre Meinung von mir zu berichtigen. Ja, ich hasse, aber

nur die frivolen, die ungetreuen Frauen, denen ein Schwur Nichts ist; Bescheidenheit, Tugend und Sittsamkeit sind mir heilig, ich vergöttere sie. Als ich Sie gestern allein im Walde sah, mußte ich mir auf den ersten Blick eingestehen —"

„Herr von Windheim," rief Albertine lachend, „ich glaube, Sie wollen mir den Hof machen! Wenn Sie aus diesem Grunde mich von der Gesellschaft entfernt haben, so muß ich Ihnen bemerken —"

Sie unterbrach sich, um nicht zu viel zu sagen. Alexander sah, daß sie erröthete.

„Es ist Schade," murmelte er, „daß diese lieblichen Züge eine kalte, gleichgiltige Seele bedecken!"

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Ich weiß es!" antwortete Alexander seufzend.

„So nehmen Sie die Versicherung, daß man mich Ihnen falsch geschildert hat. Ja, wahrlich, man hat mich bei Ihnen zu verleumden gesucht!"

Alexander betrachtete einige Augenblicke die reizende junge Frau; er fand es erklärlich, daß Wilhelm Dewald ihn von ihr fern zu halten suchte.

„Ich würde mich glücklich preisen," sagte er bewegt, „wenn Sie einer zärtlichen Neigung nicht unfähig wären."

„Aber warum denn nicht, mein Herr?"

„Wie, mein liebes Fräulein, Ihr Herz wäre nicht unempfindlich?"

„Leider empfindet es in dieser Einsamkeit nur zu viel!" flüsterte Albertine seufzend.

Man setzte den Weg schweigend fort.

„Sie seufzt, ist verlegen," dachte Alexander; „das ist ein gutes Zeichen, ich darf offen reden, ohne eine Blamage zu fürchten."

Die beiden Spaziergänger traten in einen Weg, der von Rebengeländen bedeckt ward. In weiter Entfernung hörte man die Stimme des Consuls, der laut von seinen Gartenanlagen sprach. Als Alexander sah, daß er sich mit seiner Dame allein befand, ergriff er sanft ihre Hand, blieb stehen und sah ihr zärtlich in das Gesicht. Er fühlte wirklich eine Anwandlung von Liebe zu der schönen Frau, die züchtig erröthend vor ihm stand.

„Albertine," flüsterte er mit bewegter Stimme, „ich kann diesen glücklichen Augenblick nicht entschwinden lassen, ohne Ihnen schüchtern das Bekenntniß abzulegen, daß ich Sie liebte, als ich Sie sah, und daß ich Sie anbete, nachdem ich Sie gesprochen habe. Ich bin jung, habe dreißigtausend Thaler jährlicher Renten, kann über meine Hand und mein Vermögen disponiren und lege Ihnen Beides zu Füßen. Man hat mir gesagt, daß Sie nur die verständigen Leute lieben — glauben Sie mir, die

Stimme meines Verstandes spricht eben so laut, als die Stimme meines Herzens. Verlassen Sie mich nicht, ohne mir eine Antwort zu geben. Ich würde, verschmähten Sie mich, der Verzweiflung anheimfallen."

Bestürzt hatte Albertine dieses Bekenntniß gehört, denn sie gedachte mit Schmerz der Freundin, deren Verhältniß zu dem jungen Manne sie kannte. Um einen Weg einzuschlagen, der zur Versöhnung führen konnte, nahm sie zur Unbefangenheit ihre Zuflucht.

„Ist es möglich, mein Herr?" rief sie aus, ohne ihm ihre Hand zu entziehen. „Sie kennen mich kaum, und schon tragen Sie mir Ihre Hand an?"

„Weil Sie das Wesen sind, dessen Besitz mich glücklich machen kann!"

Albertine senkte lächelnd die Augen.

„Sie willigen ein?" rief Alexander außer sich. „Ich bin der glücklichste der Menschen! O, wiederholen Sie mir dieses Geständniß!" fügte er dringend hinzu, indem er einen Kuß auf ihre Hand drückte.

„Mein Herr," stammelte Albertine, „ich habe ja noch Nichts gesagt."

„Aber die Blicke Ihrer schönen Augen verrathen Alles! Ich fordere keine Worte, aber bestätigen Sie durch einen Blick, durch einen Druck der Hand, daß ich hoffen darf!"

Mit der romantischen Schwärmerei, die einen Hauptzug seines Charakters bildete, sank er zu Albertinens Füßen nieder.

In demselben Augenblicke erschien Wilhelm, der, von Eifersucht getrieben, rasch durch das Rebengelände trat. Bestürzt blieb er zwischen den gelben Weinblättern stehen. Das hatte er nicht gedacht. Alexander sah ihn. Triumphirend lächelnd erhob er sich und küßte noch einmal die Hand Albertinens, die ihren Mann, da er hinter ihrem Rücken stand, nicht bemerkte.

„Verlassen Sie mich!" flüsterte Albertine.

„Jetzt? Ich führe Sie zu dem Consul und eröffne ihm, daß Sie —"

„Nicht eher, bis ich Ihnen die Erlaubniß gebe, zu reden!"

„Gewiß, was ich versprochen, werde ich halten!"

„Ah, Albertine, wie liebe ich Sie!"

„Beweisen Sie es."

„Wie?"

„Indem Sie ohne mich zu der Gesellschaft gehen. Ich bin so aufgeregt —"

„Albertine, ich entferne mich, um Ihnen zu zeigen, wie gern ich Ihren kleinsten Wunsch erfülle!"

Alexander entfernte sich; er suchte Dewald mit den Blicken — Der überraschte Ehemann war hinter die

Reben zurückgetreten, um von dem höhnenden Elegant nicht mehr gesehen zu werden. Kaum war der Elegant verschwunden, als Wilhelm rasch seiner Frau entgegentrat.

„Madame," sagte er mit zorniger Aufwallung, „ich bewundere Sie!"

Albertine wollte ihm freundlich die Hand reichen; er wies sie zurück.

„Was hast Du, Wilhelm?"

„Sie verstehen es, diesen Wahnsinnigen zu ermuthigen."

„Wilhelm," sagte die junge Frau vorwurfsvoll, „kannst Du wirklich glauben, daß ich meine Pflichten vergesse? Hast Du so wenig Vertrauen zu Deiner Frau —"

„Eine Frau fühlt sich geschmeichelt, wenn sie hört, daß sie ein Mann liebt. O, über die Eitelkeit der Frauen! Sie fehlten schon Ihrer Pflicht, indem Sie den Narren anhörten!" fuhr Dewald gereizt fort. „Sie mußten ihn abweisen."

„Konnte ich denn? Er ließ mir nicht die Zeit, ein Wort zu entgegnen."

„Madame, eine Frau besitzt immer Mittel, sich Achtung zu verschaffen, wenn sie nur den Willen dazu hat! Aber der Herr von Windheim ist ein junger, liebenswürdiger Edelmann — er hat aristokratische Manieren,

schwärmt wie ein Narr für jede hübsche Frau, und was noch mehr ist —"

„Wilhelm, Wilhelm!" rief Albertine bestürzt. „Was ist das? Du kannst Deine Frau mit einem so unwürdigen Verdachte kränken? Ich denke besser von Dir!" sagte sie zitternd, und Thränen rannen über ihre Wangen. „O, daß es dahin kommen mußte!"

Sie verhüllte das Gesicht mit ihrem weißen Spitzentuche.

„Albertine!"

„Hältst Du mich für fähig, den Mann und die Freundin zu verrathen?" fragte sie würdevoll.

„Du weißt also —?"

„Louise hat mir Alles gesagt."

Der junge Mann ergriff reuig ihre Hand.

„Ach, Verzeihung, Albertine," rief er ärgerlich aus, „ich wollte Dich nicht vorsätzlich kränken; aber habe Nachsicht mit meiner peinlichen Situation, die mir mit jeder Stunde unerträglicher wird. Vergiß diesen Augenblick zu großer Aufregung!"

„Dein Verdacht, mein Freund, schmerzt bitter. Liebe ohne Vertrauen ist nicht die wahre Liebe!"

Wilhelm ward tief ergriffen, als er den Schmerz der schönen Frau sah. Jetzt, wo er sie wie eine Fremde behandeln, wo er ihr fern bleiben mußte, war er wieder

mehr Liebhaber, als je. Er bereuete seine Heftigkeit. „Albertine!" rief er. „Versöhnung, verzeihe meiner Liebe!"

Die junge Frau warf sich unter Thränen lächelnd an seine Brust. Er hielt sie einige Augenblicke innig umschlungen.

„Himmel, was sehe ich! Täuschen mich meine Augen?" rief plötzlich eine Stimme.

Die beiden Gatten fuhren zurück. Der Consul, bleich vor Zorn, trat aus dem Gelände.

„Mein Onkel!" murmelte Wilhelm.

„Wir sind verloren!" flüsterte Albertine, die schwankend zur Seite trat, und ihr Gesicht mit dem Tuche bedeckte.

„Ah, mein Herr Neffe, also deshalb haben Sie uns heimlich verlassen, deshalb liefen Sie über alle Beete? Schämen Sie sich der Sünde gegen Ihre liebenswürdige Frau nicht?"

Die peinliche Lage des armen Wilhelm läßt sich denken. Was sollte er zu seiner Entschuldigung anführen? Durfte er jetzt dem wüthenden Onkel das Geheimniß entdecken?

„Nun erkläre ich mir auch die große Vorliebe, mit der Sie stets von dieser Dame sprechen!" fuhr mit bebender Stimme der Consul fort. „Ich wollte einem

so unwürdigen Verdachte nicht Raum geben — und jetzt bestätigt er sich auf eine empörende Weise vor meinen Augen. Sie treten Sitte und Anstand mit Füßen, mein Herr!"

„Ich schwöre Ihnen, Onkel —!"

„Versuchen Sie es nicht, sich zu rechtfertigen, denn ich lasse Nichts gelten! Und Sie, mein schönes Fräulein Albertine, so lohnen Sie die Freundschaft, die meine Nichte für Sie hegt? O, das ist infam, das ist ehrlos!"

Albertine weinte heiße Thränen in ihr Taschentuch; sie bereuete, auf ein so gefährliches Spiel eingegangen zu sein. Wilhelm wollte sie vor ferneren Beleidigungen schützen.

„Onkel, ich muß Ihnen eine Erklärung geben!" rief er.

Der Zorn übermannte den Consul; er wollte von einer Erklärung nichts wissen. Nachdem er den Neffen mit den Blicken der Wuth von Scheitel bis zur Zehe angesehen, wandte er sich zu der weinenden Albertine.

„Mein Fräulein," sagte er, gewaltsam sich mäßigend, „ich weiß zwar die Ehre zu schätzen, die Sie meinem Hause durch Ihren Besuch erweisen; aber Sie haben vielleicht Verwandte und Freunde, die Sie zärtlich lieben und Ihrer Rückkehr sehnlichst harren — man muß diese

guten Leute nicht warten lassen, und darum werde ich Befehl ertheilen, daß mein Wagen Sie auf der Stelle zu ihnen bringt. Bestimmen Sie den Ort, wenn ich bitten darf!"

„Mein Gott, mein Gott!" schluchzte die arme Frau.

„Beruhigen Sie sich, mein schönes Fräulein," sagte höhnend der Consul; „man wird Sie mit Sorgfalt, mit großer Rücksicht behandeln. Mein bequemer Reisewagen wird Sie zu der nächsten Eisenbahnstation bringen —"

„Albertine," flüsterte Dewald, „reise, ich werde Dir folgen!"

Diese Worte hatte der Consul gehört; sie steigerten seinen Zorn zur Wuth.

„Mein Herr," rief er, „Sie sind ein fürchterlicher Mensch und rechtfertigen die Meinung, die ich bisher von allen Männern hegte. O, es ist eine Schmach, eine Sünde! Sie sind erst wenige Tage mit einer liebenswürdigen Frau verheirathtet, und schon begehen Sie diese Infamie! Sie, mein Fräulein, packen Sie Ihren Koffer — in einer Viertelstunde wird der Wagen vorfahren! Gehen Sie, gehen Sie, ich dulde Sie nicht länger unter meinem Dache!"

Die junge Frau konnte nicht länger bleiben; sie eilte weinend dem Landhause zu, wo sie Louisen anzutreffen

hoffte. Der Neffe wollte sich zu dem Onkel wenden; dieser aber ging rasch den Weg zurück, den er gekommen war. Wilhelm stand rathlos an dem Rebengelände. Wozu sollte er sich entschließen? Er verwünschte den Herrn von Windheim, verwünschte die unglückliche List, mit der er den bizarren Onkel umgarnen wollte. Da rauschte ein Frauenkleid durch den Weg. Er sah auf — Louise stand vor ihm.

„Was ist Ihnen, lieber Freund? Wo ist Albertine?"

„Sie sehen mich in Verzweiflung!"

„O, auch ich bereue, daß ich darauf eingegangen bin, Ihre Frau zu spielen!"

„Leider haben Sie umsonst diese Gefälligkeit gehabt."

„Wie, ist unser Geheimniß verrathen?"

„Nein; aber jener Windheim verfolgt hartnäckig meine Frau mit Bewerbungen, die sie in die peinlichste Verlegenheit setzen. Der Mensch begeht Extravaganzen, die Albertinen compromittiren."

In Louise's lieblichem Gesichte sprach sich eine schmerzliche Bestürzung aus.

„Wo ist Albertine?" fragte sie.

„Die arme Frau befindet sich in ihrem Zimmer — sie will abreisen!" fügte er verlegen hinzu.

„Sie wird bleiben!" rief Louise. „Sie wird bleiben, und ich übernehme die Lösung der Wirren, die nicht

länger fortdauern dürfen. Und Sie, Herr Dewald, der Sie den tollen Plan angelegt, führen Sie mir so rasch als möglich Herrn Alexander zu — ich erwarte ihn in dem Salon. Albertine reiset nicht ohne mich! Also in dem Salon — dort irrt Herr Alexander durch die Gänge, suchen Sie ihn auf. Nur Muth, mein lieber Freund, ich gebe unsere Sache noch nicht auf!"

Louise verschwand. Nach fünf Minuten betrat sie das Zimmer, in welchem die weinende Albertine saß. Die Freundinnen schlossen sich einander in die Arme. Madame Dewald beklagte sich über den Consul, und Louise beklagte sich über Alexander.

„Ich habe ihn falsch beurtheilt," rief sie aus, „denn ich hielt seine Aufregung für einen neuen Beweis seiner Liebe zu mir. Aber nein, er suchte und fand einen Vorwand. Beruhige Dich, Albertine, ich räche die Beleidigung, die man Dir zugefügt. Der Onkel kann uns nicht entgehen," fügte sie flüsternd hinzu; „ich kenne ein Geheimniß, das ihn ganz in meine Macht gibt. Ah, dort kommt Herr Alexander über den Hof — ich habe ihm ein Rendezvous zugedacht, aber auch eine kleine Züchtigung! Muth! Wir sind uns ja nur eines kleinen Vergehens bewußt, das die Liebe entschuldigen mag."

Sie schlüpfte in den Saal, der an das Zimmer

grenzte. Fast in demselben Augenblicke trat Alexander durch die Hauptthür ein.

## VIII.

Louise grüßte durch eine graziöse Verneigung, ohne die geringste Befangenheit zu verrathen. Die innere Aufregung hatte in ihrem Gesichte eine leichte Röthe erzeugt, und ihr großes blaues Auge glänzte hell wie das einer Gazelle. Da sie den Shawl abgelegt, war ihr eleganter Wuchs vollkommen sichtbar. Sie trug ein einfaches Kleid von hellgrüner Seide, das ihren weißen Teint noch zarter machte.

Alexander grüßte zwar artig, aber eine ängstliche Ueberraschung war in seinen bleichen Zügen zu lesen. Bei dem Gedanken, daß diese Frau, die ihm jetzt reizender, als Albertine erschien, einem Andern gehörte, zitterten seine Lippen.

„Ah, Sie mein Herr!" rief Louise, die sich vorgenommen hatte, ihn ein wenig zu peinigen, fast muthwillig. Der Gegenstand Ihrer neuen Liebe promenirt im Garten, und Sie sind hier?"

„Ja, Madame, weil ich glaubte, die reizende Albertine hier anzutreffen!" antwortete Alexander mit einer verzweiflungsvolleu Festigkeit.

Louise kniff die Lippen zusammen; sie konnte die Worte nicht unterdrücken:

„Demnach lieben Sie wohl meine Freundin — —"

„Wie nur ein Mann zu lieben vermag, Madame!"

Die Aufregung Louisen's wuchs mit jedem Augenblicke.

„Und diese Liebe ist so rasch gekommen?" fragte sie pikant.

„Trotzdem aber ist sie aufrichtig und wahr, Madame!" antwortete Alexander, der die schöne Frau fast mit den Blicken verschlang.

„Wie man sagt, werden Sie sich verheirathen?"

„Ja!"

„Bald?"

„Nicht so rasch, als ich es wünsche."

„Albertine ist so schön, daß sie dem Gatten das Glück gewähren wird, das Sie verdienen!"

„Ihre freundliche Gesinnung gegen mich, Madame, macht mich so kühn, eine Bitte an Sie zu richten."

„O, bitten Sie, mein Herr! Doch beeilen Sie sich, mein Mann könnte uns überraschen, und da er mich leidenschaftlich liebt — Sie begreifen wohl —"

„Ich begreife vollkommen, Madame!" rief Alexander mit bebender Stimme. „Sie kennen die Dame, die ich liebe?"

„Sie ist ja meine Freundin.“

„So wage ich an Sie die Bitte zu richten: sprechen Sie mit ihr über mich, sagen Sie ihr, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als sie glücklich zu machen.“

„Verlassen Sie sich darauf, mein Herr, ich werde nicht verfehlen!“ rief Louise.

„Und da Sie besser, als irgend Jemand, wissen, wie fähig mein Herz einer zärtlichen Neigung ist, werden Sie der Freundin sagen können, daß sie das Glück meines Lebens vergiftet, wenn sie mich früher oder später täuschen sollte.“

„Ja, mein Herr, ja!“ sagte Louise in einer schmerzlich-zornigen Aufwallung, daß ihr fast die Thränen in die Augen traten. „Ich werde meiner Freundin alles dies wiederholen; werde ihr vor allen Dingen sagen, daß Sie die Treue selbst sind, und daß es Ihnen die größte Ueberwindung gekostet, Ihre ersten Bande zu zerreißen, um neue zu knüpfen.“

Alexander sah die erregte Dame mit starren Blicken an. Wie schön war Louise in dieser Aufwallung, die mehr durch Schmerz als durch Zorn hervorgebracht zu sein schien. Und diese Frau gehörte einem Andern an!

„Madame,“ sagte Alexander ironisch, „es scheint, Sie sind von dem nicht überzeugt, was Sie für mich thun wollen.“

„O, Verzeihung, mein Herr, ich bin fest davon überzeugt! Wünschen Sie, daß ich noch etwas hinzufüge?"

Der junge Mann verneigte sich mit kalter Artigkeit.

„Nein, Madame; aber fügen Sie alles das hinzu, was Ihnen Ihre gute Meinung von mir eingibt."

„Wohlan denn, mein Herr," rief sie aus, „so werde ich hinzufügen, daß Sie der leichtsinnigste, der unbeständigste, der ungerechteste Mann von der Welt sind; daß Sie sich nicht scheuen, ein treues Herz zu zerreißen und mit feierlichen Eiden ein freches Spiel zu treiben!"

„Diesen Vorwurf, Madame, hatte ich wahrlich nicht erwartet!" rief Alexander. „Wer, wenn nicht Sie, hat seinen Eid gebrochen?"

„Ich, mein Herr?"

„Ein Irrthum, so glaube ich, kann nicht möglich sein. Die Sache liegt ja klar am Tage!"

„Sie liegt nicht klar am Tage!" rief Louise, sich vergessend.

„O, Madame, diese Behauptung ist sehr kühn! Als ich von meiner Reise zurückkehre, finde ich Sie verheirathet — und nun wagen Sie mir zu sagen, daß Sie nicht untreu sind?"

Diese Worte hatte Alexander stammelnd und mit Thränen in den Augen gesprochen. Louise war ihrer Bewegung nicht mehr Herrin.

„Ja, ja," rief sie ungeduldig, „ich wage diese Behauptung!"

„Madame, Sie vergessen, daß Sie die Gattin des Herrn Dewald sind."

„Und wenn ich es nun nicht wäre?"

Bei diesem Gedanken schwanden dem armen Alexander fast die Sinne.

„Wenn Sie es nicht wären?" wiederholte er bestürzt. „Mein Gott, wenn Sie es nicht wären! Doch nein, Sie wollen mich mystificiren, wollen noch einmal die Gewalt prüfen, die Sie über mein schwaches Herz ausüben!" — Er trocknete den Schweiß von der Stirn, der in großen Tropfen herabrieselte.

Louise hatte Mitleiden mit dem Manne, den sie nie aufgehört zu lieben. Außerdem wollte sie auch Alexander mit in den Bund gegen den Consul ziehen.

„Nun, mein Herr," flüsterte sie, „wenn ich Ihnen jetzt sage, daß Albertine die Gattin Dewald's ist, daß ich nicht verheirathet bin, daß ich nur, um meinen Freunden das Vermögen zu erhalten, mich dazu verstanden habe, für einige Zeit die Nichte des Consuls zu spielen?"

„Großer Gott!"

„Ich sollte eigentlich ausgelassen, fröhlich erscheinen; aber Ihre Anwesenheit, Alexander, hat meinen Plan zerstört!" fügte sie weinend hinzu.

Der junge Mann war seiner nicht mehr mächtig; überwältigt sank er vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Ach, Louise,“ rief er, „Sie sind ein Engel, den ich lieben, den ich anbeten muß! Was ich that, geschah aus Verzweiflung über Ihren Verlust! Mein Herz war zerrissen — ich haßte die Welt — und hier, in dieser Einsamkeit, wollte ich mein Leben vertrauern, wollte nie wieder eine Frau sehen!“

Louise athmete hoch auf.

„Alexander,“ rief sie, Sie nehmen eine schwere Last von meinem Herzen!“

Dann neigte sie sich und drückte ihre Lippen in einem langen Kusse auf seine Stirn. Da ward rasch die Thür geöffnet und der Consul, der seine Nichte suchte, trat in den Saal.

„Element, was ist das?“ rief er mit seiner kräftigen Baßstimme.

Die Liebenden erschraken. Alexander sprang auf.

„Nicht übel, nicht übel!“ rief Leberecht. „Der Mann frevelt im Garten und die Frau hier im Saale! Großer Himmel, was sind das für Menschen? Was ist aus der Welt geworden? Und Sie, mein Herr Philosoph, der Sie angefüllt sind mit herrlichen Tendenzen, halten wohl

eine moralische Vorlesung? Sie lieben wohl aus lauter Menschenhaß?"

„Onkel," rief Louise lachend, „die Sache ist so unbedeutend, daß sie kaum einer Erwähnung verdient."

„Wie, Madame, ein Ehebruch wäre eine unbedeutende Sache!" rief außer sich der Consul.

„Lieber Onkel," fuhr Louise muthwillig fort, „haben Sie denn noch nicht gesehen, daß ein Mann zu den Füßen einer schönen Frau liegt? Wundern Sie sich darüber?"

„Guter Gott, ist das eine Sprache! Madame, vergessen Sie denn, daß Sie verheirathet sind? Wenn ich nun meinem Neffen erzähle — —"

„So werden Sie ihm nichts Neues sagen!" rief Louise lachend. „Freiheit, völlige Freiheit ist unsere Devise! Wilhelm genirt mich nicht, ich genire ihn nicht — auf diese Weise leben wir stets in Einigkeit."

Der Consul schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Welche Grundsätze," rief er, „welche Schamlosigkeit! Mir scheint, ich lerne hier eine moderne Ehe vom reinsten Wasser kennen! Mein Haus brennt in allen vier Ecken! Mein Gott, ist das eine Wirthschaft!"

Louise ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Bester Onkel," rief sie, „wollen Sie sich ärgern, um

krank zu werden? Bedenken Sie Ihre schwache Gesundheit!"

„O, mein Kopf, mein armer Kopf! Diese freche Person, mit der ich es so gut meinte, lacht über mich!"

Alexander begriff die Absicht des jungen Mädchens; er glaubte sie unterstützen zu müssen.

„Herr Consul," rief er, „das ist wahrlich abscheulich!"

Louise warf ihm einen verachtenden Blick zu.

„Herr von Windheim, Sie wissen nicht, was Sie sagen! Und Sie, mein lieber Onkel, der Sie die Gebräuche der guten und feinen Gesellschaft kennen, mögen sich beruhigen, denn es ist in Ihrer keuschen Solitüde durchaus nichts vorgefallen, das Sie beunruhigen könnte. Bei meiner Ehre! Warten Sie nur, in kurzer Zeit sind wir die besten Freunde von der Welt. Adieu, Herr von Windheim! Wir sehen uns wieder! Lassen Sie nicht so lange auf sich warten!"

Louise schlüpfte in das Nebenzimmer und schloß die Thür hinter sich.

„Ich ersticke! Ich ersticke!" rief der Consul. „Wie habe ich mich in dieser Frau getäuscht! Wenn sie jetzt, nachdem sie kaum acht Tage verheirathet ist, solche Dinge treibt, was wird sie in einem Jahre beginnen?"

„Herr Consul, das ist in der That ein seltsames Betragen!“ sagte Alexander.

„Ah, da sind Sie ja mit Ihrem Menschenhasse, mein Herr! Ihre Manier zu hassen, gefällt mir!“

„Ich habe mich von dieser Sirene verführen lassen. Die größten Männer haben Augenblicke, in denen sie schwach sind — ich erröthe, daß ich nicht besser auf meiner Huth gewesen — aber ich schwöre Ihnen, mein Herr, daß ich für Ihre Nichte stets nur das Gefühl hegen werde, das die Ehre vorschreibt.“

„Herr, meine Nichte ist verheirathet!“ brüllte der Consul roth vor Zorn.

„Um Ihnen zu beweisen, daß ich an Madame Dewald nicht mehr denke, werde ich ihre Freundin heirathen.“

„Wie, ihre Freundin? Albertine?“

„Die Freundin, die Ihre Nichte begleitet.“

„Herr, plagt Sie der Teufel? Kennen Sie auch die Person, die Sie ohne Weiteres heirathen wollen?“

„Ich glaube.“

„Sie glauben es und ich sage Ihnen, daß Ihnen die Haare zu Berge stehen, wenn Sie wissen, was ich weiß.“

„Mein Entschluß steht fest.“

„Ich dulde nicht, daß Sie von diesem Weibe be=

trogen werden. Aber wenn ich Ihnen nun sage, daß ich mit meinen eigenen Augen vorhin gesehen habe, wie —"

„Irrthum, Herr Consul!"

„Herr, meine Augen sind gut!"

„Sie sind von Vorurtheilen beseelt."

„Sie müssen durchaus wissen —"

„Ich weiß Alles!"

„Himmel wie starrköpfig! Glauben Sie mir, Sie werden der unglücklichste Ehemann."

„Gleichviel, ich riskire es."

„Gut, so heirathen Sie die liebenswürdige Freundin meiner Nichte, aber treten Sie mir nicht wieder unter die Augen. Die Sitte, der Anstand schreibt mir diese Maßregel vor. Der Wagen ist angespannt, besteigen Sie ihn mit Ihrer Braut und lassen Sie sich trauen, wo Sie wollen. Mit meinem Herrn Neffen werde ich ein ernstes Wort reden."

„Herr Consul," rief Alexander, „Sie sind ein so liebenswürdiger Mann, daß Sie sich mit der Welt wieder aussöhnen. O, wir sehen uns wieder, wir müssen uns wiedersehen!"

Er verließ hastig den Saal.

Der Consul trocknete den Schweiß von seiner Stirn.

„Ich fühle mich unwohl!" murmelte er vor sich hin.

„Diese übergroße Aufregung wird meiner schwachen Gesundheit den Rest geben. Alle diese Menschen sind entweder Narren oder grundschlecht. Und dieser leichtsinnige Edelmann! Fast möchte ich über ihn lachen, denn er liefert den Beweis, daß die Männer, die am lautesten über die Frauen schreien, sich am leichtesten von ihnen fangen lassen. So viel steht übrigens fest: die Menschen sind alle schlecht, alle, alle! Aber kann diese Wahrheit mich beruhigen? Kann sie mir den Schlaf, die Freudigkeit des Gemüths zurückgeben? Ah, daß ich Louise Bronner so leichtsinnig, so verderbt finden muß!"

Der arme Mann sank erschöpft in einen Sessel; er faltete die Hände nnd schloß die Augen wie ein Mensch, der an heftigen Kopfschmerzen leidet. Nach einigen Minuten ward die Thür des Seitengemachs geöffnet. Louise trat leise in den Saal. Sie trug Hut und Shawl.

„Er schläft!" flüsterte sie.

Dann schlich sie ihm leise näher und hing ihm eine schwarze Schnur um den Hals, an der ein kleines Portrait befestigt war. Der Consul schlug die Augen auf. Louise wollte entfliehen.

„Wohin?" fragte er, ihre Hand erfassend.

„Abreisen!" sagte keck und kurz das junge Mädchen.

„Allein?"

„Ich hoffe, Begleitung zu finden."

In diesem Augenblicke bemerkte der Consul das Portrait.

„Was ist das?“ fragte er.

„Es ist das theuerste Andenken an meine selige Mutter — ich lasse es Ihnen zurück, da ich weiß, daß die Verstorbene Ihnen theuer ist. Betrachten Sie das Portrait — man möchte glauben, es sei das meinige.“

Unwillkürlich warf der Consul einen Blick auf das kleine Bild. Ein reizendes Mädchengesicht lächelte ihm entgegen. Sein Blick ward düster, seine Züge wurden ernst, dann wehmüthig.

„Madame,“ sagte er bewegt, „ich würde mich glücklich gepriesen haben, wenn Ihr Charakter dieser Dame gliche, wie Ihre Züge ihr gleichen! Ihre Mutter war eine brave Frau!“

„Ich weiß es, mein Herr; aber was habe ich gethan, daß Sie mich ihrer für unwürdig erklären?“

„Was Sie gethan haben? Madame, diese Frage beweist, daß Sie nicht um ein Haar besser sind, als mein sauberer Neffe. Gehen Sie — ich kann mich Ihrer nicht freuen, kann den Lieblingsplan nicht verwirklichen, den ich zur Ruhe meines Alters entworfen habe.“

„Ich verstehe Sie!“ flüsterte Louise bewegt, trotzdem sie sich Mühe gab, ihre Fassung zu bewahren.

„Weinen Sie nicht, Ihre Thränen können meine Meinung nicht ändern!“ rief der Consul. „Man kennt das — Thränen stehen den Frauen jederzeit zu Gebote!“

„Mein Herr, ehe ich mich entferne, muß ich Ihnen sagen, daß die Gattin Ihres Neffen stets würdig gewesen ist, Ihre Nichte und die Tochter meiner guten Mutter zu sein.“

„Lästern Sie nicht, Madame, lästern Sie nicht! Können Sie geschehene Dinge ungeschehen machen?“

„Ja, Herr Consul!“

„Wenn das wäre!“ murmelte Leberecht, schmerzlich lächelnd.

„Was würden Sie sagen, wenn Ihre Nichte stets eine gute, brave Frau gewesen?“

„Dann müßten Sie meine Nichte nicht sein!“ rief entrüstet der Consul.

„Und wenn ich es nicht wäre?“ fragte Louise unter Thränen lächelnd.

„Wie! Sind Sie nicht Louise Bronner!“

„Aber auch nur Louise Bronner, nicht mehr! Wenn ich mich Ihnen als Ihre Nichte vorstellte, so geschah es, um meiner Freundin Albertine ein Vermögen zu retten, daß ihr die Launen eines alten Griesgrams zu entreißen

droheten. Da ich jetzt eingesehen, Herr Consul, daß ich Ihnen mißfalle, und daß Sie zur Ruhe Ihres Alters einer andern Nichte bedürfen, so trete ich mit der Versicherung zurück, daß ich zur Strafe für den Frevel, den ich ausgeübt, Herrn Alexander von Windheim heirathen werde. Und, mein Herr, wollen Sie das Andenken an meine Mutter ehren, die Sie einst liebten, so übertragen Sie Ihre väterliche Zärtlichkeit auf Albertine, die sich großmüthig meiner annahm, als ich durch den Tod meines Vaters eine Waise ward. Verdammen Sie mich, wenn ich mich der Freundin auf diese Weise dankbar zeigte? Hätte Alexander, dem ich schon vor drei Jahren meine Hand versprochen, unsern Plan nicht zerstört, Sie würden mich als eine abscheuliche Person kennen gelernt, enterbt und aus dem Hause gejagt haben. Aber ich muß früher meine Rolle beenden, um die Ehre meiner Freundin zu retten, die Sie in den Armen ihres Mannes überrascht haben."

Der Consul war keines Wortes mächtig, ihm rannen die Thränen über die braunrothen Wangen. Jetzt ward ihm Alles klar. Schweigend küßte er die Stirn des jungen Mädchens, das wie er weinte.

„So darf man doch an die Freundschaft der Menschen glauben?" rief er endlich aus.

„Bei dem Andenken an meine Mutter, die auf

uns herabsieht, ich habe Sie aus Freundschaft getäuscht! Und nun eilen Sie, und nehmen Sie die Beleidigungen zurück, die Sie Ihrer wahren Nichte zugefügt haben."

Louise zog ihn in das Zimmer, in dem sich Albertine befand. Die junge Frau, die an der Thür gelauscht hatte, eilte ihm entgegen — er schloß sie in seine Arme. Wilhelm überraschte den Oheim in dieser Versöhnungsscene. Man ließ den Alten nicht zu Worte kommen, und überhäufte ihn von allen Seiten mit Zärtlichkeiten. Auch Alexander erschien, um die Gruppe vollständig zu machen.

Am nächsten Morgen war Leberecht Dewald ungewöhnlich angegriffen; er kam zeitig aus seinem Zimmer und fragte nach Louisen, die bereits ihre Toilette beendet hatte.

„Sie begleiten mich, Louise!"

„Wohin?"

„Zu dem Pfarrer in R."

„Allein?"

„Ich bitte Sie darum."

Eine halbe Stunde später hielt der Wagen vor dem Pfarrhause. Als der Consul mit seiner Begleiterin die Hausflur betrat, stand der greise Pastor neben dem mit

Blumen geschmückten Sarge seiner alten Haushälterin. Louise wich betroffen zurück. Der Consul führte sie näher und flüsterte:

„Betrachten Sie die Züge dieser alten Frau, mein Kind, und prägen Sie sie Ihrem Gedächtnisse tief ein; sie steht Ihnen näher, als Sie glauben."

Dann zog er den Pfarrer bei Seite, und fragte leise!

„Hieß die Verstorbene nicht Helene Selmar?"

„Ja, Herr Consul; aber wie können Sie wissen —?"

„Still, mein alter Freund, ich werde Ihnen bald noch mehr Aufschlüsse geben. Sehen Sie die junge Dame dort? Sie ist die Enkelin der Verstorbenen. Glauben Sie es nur," fügte der Consul wehmüthig-ernst hinzu, „ich theile Ihnen die Wahrheit mit."

Zitternd trat er zu dem Sarge zurück, entblößte sein Haupt, und betete leise vor sich hin. Der Pfarrer und Louise betrachteten erstaunt den seltsamen Alten, dem die hellen Thränen über die vollen Backen rannen.

„Louise," flüsterte er dann, „beten Sie mit mir für Ihre Großmutter!"

„Herr Consul, meine Mutter hat ihre Mutter nie gekannt!"

„Aber ich kenne sie! Und darum soll sie das Bild ihrer Tochter mit in das Grab nehmen!“

Er legte das Portrait in die Hand der todten Frau Acht Landleute traten schweigend ein. Man schloß den Sarg. Der Pfarrer erschien in seinem Ornate. Bei dem Läuten der Dorfglocke trug man den Sarg hinaus auf den Friedhof.

„Suchen Sie Ihre Pensionirung nach,“ sagte der Consul beim Abschiede zu dem Pfarrer; „es ist Zeit, daß Sie zur Ruhe kommen. Sie werden mit mir mein Landhaus bewohnen!“

---

Die letzte Amtsverrichtung des alten Pastors war die Trauung Louisen's mit Alexander von Windheim in der kleinen Dorfkirche. Gleich nach der Ceremonie fuhr man nach der Solitüde zurück. Hier kündigte der Consul den beiden Frauen an, daß sie zu gleichen Theilen sein Vermögen erben würden, und händigte ihnen die Documente darüber aus. Alexander von Windheim protestirte dagegen, indem er sich für reich genug erklärte, um seiner Frau ein glückliches Loos bereiten zu können — aber Leberecht blieb unerschütterlich, man mußte sich seinem Willen fügen. Zwei Tage später reisten die

beiden glücklichen Ehepaare, von dem Segen und den Capitalien des reichen Onkels begleitet, nach Bremen zurück.

„Herr Pastor," sagte der Consul, als er mit dem neuen Hausgenossen in seinem Zimmer allein war, „ich habe gethan, was mir in diesem Leben zu thun möglich war. Das Vermögen, das mir der Schiffsmakler hinterlassen, hat sich zwar in meinem Besitze verdoppelt, aber es brannte in den letzten Jahren wie Feuer auf meiner Seele, denn ich wußte, daß er es dem Auswanderer genommen hatte, der, während er auf seine Frau wartete, in Bremen starb. Ich wollte die Tochter des Auswanderers heirathen, um sie des ihr gebührenden Vermögens theilhaftig zu machen; aber sie liebte meinen Freund Bronner, und wies mich zurück. Voll Groll wandte ich mich ab, und behielt mein Vermögen. Bronner und seine Frau starben; da erfaßte mich Reue über meine Hartherzigkeit — und so habe ich an der Tochter gut gemacht, was ich an der Mutter verschuldet. Mir ist jetzt leichter um's Herz, und ich hoffe zu Gott, daß er mir ein ruhiges Alter schenken wird. Ja, ja," murmelte er, „es ist doch ein eigenes Ding mit dem Gewissen. Wehe dem, der sein Erwachen zu fürchten hat!"

Außer dem Pastor hat Niemand das Geheimniß des

Consuls erfahren, der seit dieser Zeit ruhig in seiner Solitüde lebt. Wenn er wüßte, daß Louise ihr Erbschaftsdocument Albertinen's Knaben geschenkt, dem sie Pathe war, er würde gewiß nicht so heiter ausgerufen haben: „Gott sei Dank, daß ich Großonkel bin!"

# Das Portrait.

# I.

Zu Anfang des Sommers im Jahre 18 . . war das Café turc der Hauptsammelplatz der guten Gesellschaft der volkreichen Handelsstadt B. Das Etablissement, seit wenig Monaten eröffnet, vereinigte mit orientalischer Bequemlichkeit französische Eleganz und englischen Luxus. Der Reiz der Neuheit übte eine große Anziehungskraft aus; von Morgens früh bis Abends spät waren die weiten Räume mit Herren und Damen angefüllt, die plaudernd und lesend ihre müßige Zeit hier verbrachten. Die gewähltesten Toiletten zeigten sich hier im bunten Gemisch, und man hatte wohl damals nicht Unrecht zu behaupten, daß die Eitelkeit der Damen das Café turc zum besuchtesten Orte der Stadt machte.

Um jene Zeit sah man regelmäßig Nachmittags drei Uhr zwei Personen, welche durch ihre äußere Erscheinung das allgemeine Interesse erregten. Es war ein alter Herr und eine junge Dame. Ersterer, ein stattlicher

Greis von vielleicht fünfundsechzig Jahren, trug stets einen schwarzen Frack, schwarze Pantalons, weiße Weste und weißes Halstuch. Sein schwarzer Hut, niedrig und mit breiter Krämpe, war vom feinsten Filz. Letztere, stets in eleganter Trauertoilette, war ein junges Mädchen von kaum zwanzig Jahren. Die Dandy's, die Bellettristen und andere Leute von Geschmack waren darin einig, daß die schwarze Dame von seltener Schönheit sei. Ihr seidenartiges blondes Haar, ihr alabasterweißer Teint, ihre großen seelenvollen Augen vom reinsten Blau, ihre rosigen Wangen, die zarte Eleganz ihrer Körperformen und ihr bescheidenes, ungezwungenes Benehmen waren Vorzüge, um die sie die Damen beneideten und die Männer bewunderten. Bei der Regelmäßigkeit ihres Besuchs konnte es nicht fehlen, daß man viel von diesen beiden Personen sprach.

Wer waren sie? Niemand konnte Auskunft geben. Alle Bemühungen, sich ihnen zu nähern und durch Anknüpfung eines Gesprächs nur einen leichten Anhaltepunkt zu finden, waren vergebens. Der Greis wich so geschickt aus, daß eine Beharrlichkeit unartig erscheinen mußte. Die junge Dame hüllte sich so vorsichtig in den Mantel ihrer Bescheidenheit, daß die Manipulation des Gewandtesten scheiterten.

Die Unbekannten wählten stets dasselbe Tischchen in

der luftigen Veranda, und fanden sie es besetzt, so nahmen sie an dem nächsten ihre Plätze. Sie sprachen wenig mit einander, und wenn sie sprachen, geschah es so leise, daß die nächsten Nachbarn nur ein unverständliches Flüstern hörten. Dabei legte das junge Mädchen eine zärtliche Achtung vor dem Greise an den Tag, der seinerseits mit Stolz und Liebe an dem reizenden Kinde zu hängen schien. Aber alle diese Gefühle ließen sich nur aus dem gegenseitigen Benehmen erkennen, das mehr als einen neugierigen Beobachter, mehr als eine neidische Beobachterin gefunden hatte.

Mitunter ließ sich der Greis Blätter bringen; es waren politische und mercantilische Journale, für Kunst und Literatur schien er keinen Sinn zu haben, denn er würdigte die Musik- und Theater-Zeitung, wenn sie zufällig vor ihm lag, keines Blickes. Seine Begleiterin machte mitunter Notizen in ein zierliches Taschenbuch, das sie stets bei der Hand hatte.

Belauschen wir das Gespräch von drei jungen Leuten, die in kurzer Entfernung an einem Tische sitzen, und zwar so, daß ihre Blicke die Fremden treffen können.

„Was hast Du erfahren, Eduard?"

Eduard war ein bleicher, junger Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren, der Sohn des ersten Banquiers der Stadt und als Elegant tonangebend. Er

trug einen echten Panamahut, feine Wäsche, einen Frack nach dem neusten pariser Geschmacke und Diamanten in den Hemdknöpfen. Sein Vater, der Banquier Anton Roland, sollte ein Vermögen von drei Millionen und einen Credit von zehn Millionen besitzen. Man zählte sein Bankhaus zu den ältesten und solidesten.

„Nichts!" antwortete melancholisch der junge Mann, nachdem er einen langen Zug aus seiner Havanna-Cigarre gethan. „Es ist nicht einmal möglich gewesen, ihre Wohnung zu ermitteln."

„Du hattest doch Deinen Jockey abgeschickt —"

„Er ist unverrichteter Sache zurückgekehrt."

„Dein Jockey ist ein ungeschickter Tölpel, mein lieber Freund! Ich selbst werde heute einen Versuch unternehmen."

Der Sprecher dieser Worte war ein Mann von vielleicht dreißig Jahren; er hatte ein blühendes Gesicht, einen vollen schwarzen Bart, nannte sich Paul Münter und war der Sohn eines Schiffsrheders, der Auswanderer nach allen Welttheilen beförderte. Der Schiffsrheder galt für einen der reichsten Männer der Stadt und für den Verfasser der Zeitungsartikel, die gegen die vom deutschen Bundestage beabsichtigte Einschränkung der Auswanderungslust eiferten. Paul trug eine schwere Goldkette auf seiner schwarzen Sammetweste, kostbare

Ringe an den Fingern und ein Stöckchen mit goldenem Knopfe.

„Du selbst?" fragte Eduard.

„Es ist ärgerlich, seit drei Wochen dieses reizende Geschöpf zu sehen, und nicht zu wissen, wer es ist. Ich werde es heute erfahren."

„Aber wie?"

„Indem ich den Beiden folge, wenn sie das Café verlassen. Kenne ich ihre Wohnung, werde ich schon mehr erfahren."

Eduard's Aufmerksamkeit war ausschließlich auf die junge Dame gerichtet, die in diesem Augenblicke mit dem alten Herrn sprach. Paul Münter schob ein Lorgnon in die Augenhöhle und gab sich der Betrachtung der Unbekannten hin.

Neue Gäste kamen. Alle suchten mit den Blicken das bekannte Tischchen. Die Begleiterin des alten Herrn blieb ruhig und unbefangen, als ob sie durchaus nicht wüßte, daß sie der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit sei. Der alte Herr verlor seine freundliche Miene nicht, er trommelte auf seiner goldenen Tabatière und betrachtete die Ankommenden.

Der Tag war sehr heiß. Plötzlich zeigten sich die Vorboten eines Gewitters, das rasch herankam und sich zu entladen begann. Auf dem weiten Platze vor der

Veranda schäumte und brauste das Wasser, Blitz und Donner wechselten ununterbrochen mit einander ab. Es schlug vier Uhr auf dem nahen Kirchthurme. Ein Wagen fuhr vor die Veranda. Der alte Herr stand auf, und stieg mit seiner Dame in den Wagen, der davonfuhr.

„Ich denke, Du willst ihnen folgen, Paul?" fragte Eduard.

Paul deutete schweigend nach dem Regen, der wolkenbruchartig zur Erde fiel.

„Wir müssen bis morgen warten!" antwortete er nach einer Pause.

Das Gewitter war vorüber. Die beiden Freunde verließen Arm in Arm das Café. Vor einem Schaufenster stand eine Gruppe junger Leute; sie bewunderten laut ein Daguerreotyp, das ein junges Mädchen darstellte.

„Himmel!" flüsterte Eduard. „Unsere schwarze Dame!"

Und wahrlich, ihre reizenden Züge lächelten in himmlischer Anmuth den Beschauenden entgegen. Die Gruppe vor dem Fenster ward mit jeder Minute größer. Viele wußten nicht einmal, was die Neugierde eigentlich erregte, denn sie sahen nur die Köpfe der Vorstehenden. Eduard und Paul traten in den Laden des Lich-

künstlers, der ehrbietig nach dem Begehren der Herren fragte. Sie bezeichneten das Bild und frugen nach dem Preise.

Der Mann lächelte und sprach sein Bedauern darüber aus, daß er das Bild nicht verkaufen könne.

„Was hindert Sie daran?“ fragte Paul.

„Ich habe mein Wort gegeben —“

„Ach, das ist es! Und wem haben Sie Ihr Wort gegeben?“

„Dem Begleiter der jungen Dame, deren Portrait allgemein bewundert wird.“

„Aber zu welchem Zwecke stellen Sie das Bild aus?“

„Es ist das gelungenste, das aus meinem Atelier bis jetzt hervorgegangen; Sie begreifen wohl, daß man das Beste verwendet —“

„Um seine Kunst anzupreisen.“

„Mein Herr,“ fragte Eduard, „wer ist denn jene Dame?“

„Ich weiß es nicht. Sie kam mit einem alten Herrn und verlangte ihr Bild. Ich führte die Bestellung aus. Auf mein dringendes Bitten ward mir die Erlaubniß, das Portrait drei Tage auszustellen. Morgen ist die Zeit um, und man wird es abholen. Mehr kann ich Ihnen über die junge Dame nicht sagen, die, wie Sie sehen, Sensation erregt.“

„Besitzen Sie nur dieses eine Exemplar?" fragte Paul Münter mit einem bedeutungsvollen Lächeln.

„Ich zahle jeden Preis für eine gute Copie!" rief Eduard.

Der Photograph trat mit den beiden Käufern tiefer in den Laden, um sich den Blicken der an dem Fenster Gaffenden zu entziehen.

„Wenn ich auf Discretion rechnen kann," sagte er, „so lasse ich Ihnen das zweite Exemplar ab, das sich in meinen Händen befindet. Es kostet vier Louisd'or."

„Hier ist das Geld!"

Der Handel war abgeschlossen — Eduard besaß ein Portrait der schwarzen Dame, die ihn seit dem ersten Erblicken Tag und Nacht beschäftigte. Aber was nützte seiner Sehnsucht das Portrait, wenn sich das Original nicht ermitteln ließ? Das Aufsehen, das diese Schönheit machte, erregte eine Art Eifersucht in ihm, denn es war die Furcht wohl nicht unbegründet, daß sich noch andere Bewerber finden könnten, Bewerber, die glücklicher waren, als er.

Die beiden Freunde trennten sich. Eduard ging in das Comptoir seines Vaters, Paul suchte den Hafen auf, um dort einen Agenten zu treffen, mit dem er ein Geschäft zu verhandeln hatte. Sie sahen sich erst am nächsten Tage in dem Café turc wieder.

Es war gegen sechs Uhr Abends. Der Banquier Anton Roland stand an seinem Bureau und arbeitete. In einem Nebencabinete, dessen Thür geöffnet war, befand sich Eduard; er schrieb emsig einen Brief. Da hörte er plötzlich, daß Besuch bei seinem Vater war. Er warf einen flüchtigen Blick durch die Thür — wer beschreibt sein freudiges Erstauuen, als er den Greis, den Begleiter seiner angebeteten Unbekannten, erblickte. Mit angehaltenem Athem lauschte er auf das Gespräch der beiden Männer.

„Wer gibt mir die Ehre?" fragte höflich der Banquier.

„Ich bin Christoph Ortelli —"

„Ah, mein Correspondent aus Zürich. Ich bitte, nehmen Sie Platz!"

Der Ausdruck, in dem der Banquier sprach, verrieth, daß der Besuch willkommen war. Eduard, der die Manieren seines Vaters kannte, zitterte vor Freude bei dieser Entdeckung. Er kauerte sich hinter der Glasthür nieder.

Die beiden Männer in dem Comptoir saßen auf einem kleinen Sopha.

„Komme ich zur ungelegenen Stunde?" fragte Christoph Ortelli. „Es ist spät —"

„Nein, mein Herr; für einen so werthen Geschäfts-

freund habe ich stets Zeit übrig. Sie haben mir Ihren Besuch ja schon vor drei Wochen angekündigt."

„So lange weile ich mich auch schon hier am Platze; aber da mir die zu meiner Legitimation nöthigen Papiere fehlten, nahm ich Anstand, meinen Besuch abzustatten. Jetzt bin ich im Besitze dieser Papiere. Hier ist zunächst mein Creditbrief von S. und Compagnie."

Der Banquier prüfte das Papier.

„Gut, mein Herr," sagte er dann; „Ihnen ist ein Credit von dreitausend Thalern bei mir eröffnet. Gegen dieses Papier läßt sich nicht das Geringste einwenden. Sie verzeihen, ich bin Geschäftsmann —"

Beobachten Sie zwangslos die Regeln, die Ihnen die Vorsicht auferlegt. Wir stehen uns ja als Geschäftsleute gegenüber — und da wir uns von Angesicht zu Angesicht früher nicht gesehen haben —"

Der Banquier verneigte sich.

„Ich erkenne in Ihnen den exacten Geschäftsmann, für den ich Sie stets gehalten, seit ich die Ehre habe, mit Ihnen zu correspondiren. Sie haben mir als Agent für die Schweiz nicht unwichtige Dienste geleistet."

„Es ist mir eine große Genugthuung, Ihr Vertrauen gerechtfertigt zu haben. Erlauben Sie mir, daß ich fortfahre. Sie besitzen einen Wechsel über funfzehnhundert Thaler von mir."

Herr Roland erhob sich und sah in einem Register nach.

„Ganz recht; dieser Wechsel ist um die Mitte des nächsten Monats fällig.“

„Ich werde ihn heute einlösen, wenn er sich noch in Ihren Händen befindet.“

„Er ist noch hier.“

„Gut. Ich habe einen Credit von dreitausend Thalern bei Ihnen — ich quittire über den Empfang dieser Summe, mit der Sie S. und Compagnie belasten wollen, und Sie händigen mir dafür, nach Berechnung, den Wechsel und den übrigen Betrag aus.“

Der Banquier rief einen Commis und gab ihm Auftrag, das Geschäft zu ordnen. Dann wandte er sich zu Herrn Ortelli:

„Wer seine eigenen Wechsel discontirt, mein Herr, macht gute Geschäfte!“

„Demnach wären die Angelegenheiten, die mich betreffen, abgethan. Ich bitte, beantworten Sie mir eine Frage.“

„Gern, wenn ich es vermag.“

„Sie hatten einen Sohn aus erster Ehe, Herr Roland —“

Das Gesicht des Banquier's ward plötzlich sehr ernst.

„Ist es nöthig, daß Sie mich daran erinnern?“ fragte er in einem fast barschen Tone.

Dann stand er rasch auf und schloß die Thür des Cabinets, in dem sich Eduard befand. Dieser wich bestürzt zurück, indem er murmelte:

„Das trifft sich schlecht! O, hätte er doch geschwiegen!“

Er wollte das Gespräch weiter belauschen, aber es war umsonst; durch die geschlossene Thür drang kein Laut.

„Wie kommt der Fremde zu dieser Frage?“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Das unglückliche Ereigniß ist längst vergessen und nur wenigen Personen bekannt — wie kann dieser Mann darum wissen, der bisher in der Schweiz gelebt hat? Mir selbst ist so wenig davon bekannt geworden, daß ich noch immer keinen Zusammenhang in die traurige Geschichte bringen kann. Die Anregung derselben allein schon genügt, um meinen Vater in Zorn zu setzen. Er wird den Herrn Christoph Ortelli nun hassen, wie er Jeden haßt, der ihn an seine erste Ehe erinnert. Und warum auch? die Frau ist todt und mein Stiefbruder ebenfalls.“

Eduard holte das Portrait seiner Schönen hervor und begann es zu betrachten. Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke; er verbarg das Bild, ergriff Hut und Stock und verließ, indem er durch eine Nebenthür ging, sein Comtoir. Dann betrat er ein Zimmer im Erdgeschosse, durch dessen Fenster man die Straße übersehen konnte.

Hier wartete er. Nach einer Viertelstunde trat Herr Ortelli aus dem Hause. Kaum hatte Eduard ihn bemerkt, als er hinaus eilte und dem Greise folgte, der rüstig voranschritt. Die Straße war sehr belebt, so daß die Absicht des jungen Mannes nicht auffiel. So erreichten Beide die Promenade. Der schöne Abend hatte eine Menge Spaziergänger in das Freie gelockt. Die Luft war nach dem Gewitter mild und angenehm geworden. Herr Ortelli schlug eine einsame Seitenallee ein, die sich nach dem Flusse hinzog. Ueberrascht blieb er plötzlich stehen, denn es traten ihm drei Personen entgegen: zwei Damen und ein Herr. Die eine der Damen, jetzt einfach in Weiß gekleidet, war das Original des Portraits, das Eduard auf seinem Herzen trug. Sie sprang dem Greise mit dem Ausrufe „Großvater!" entgegen. Die zweite Dame, obwohl älter als die erste, war nicht minder schön; sie hing am Arme eines vielleicht vierzigjährigen Mannes, der sie cavaliermäßig führte.

„Vater," rief sie, „Ihr Geschäft hat Sie lange von uns fern gehalten!"

„Wie sich das trifft!" rief der Greis.

„Ich mußte dem Wunsche meiner Antonie genügen, und sie Ihnen entgegenführen," sagte der Mann, nachdem er gegrüßt.

„Gut, Kinder, gut! Agnes, Deinen Arm!“

Das junge Mädchen reichte dem Greise den Arm. Die Gesellschaft ging den Weg zurück, den sie gekommen war. Wäre Eduard nicht ausschließlich mit seiner Schönen beschäftigt gewesen, die sich in dem weißen Kleide noch anmuthiger ausnahm als in dem schwarzen, so hätte er eine frappante Aehnlichkeit zwischen den beiden Damen bemerken müssen. Aber er hatte nur Aufmerksamkeit für Agnes, die sich an den Arm des Herrn Ortelli hing und fröhlich plauderte. Die Gesellschaft ging einem neuen, eleganten Hause zu, das sich neben der Promenade erhob. Fünf Minuten später sah Eduard seine Schöne auf dem Balcon des ersten Stockes, wo sie sich ermüdet in einem Sessel niederließ. Gleich darauf erschien auch der jüngere Herr; er war im Schlafrock und rauchte gemächlich eine Cigarre. Eduard trat den Rückweg an, als er bemerkte, daß man ihn beobachtete.

## II.

Der Banquier Anton Roland war nach dem Besuche seines Correspondenten aus Zürich sehr ernst geworden; dem beobachtenden Sohne, der gern über den alten Ortelli Näheres erfahren hätte, entging die Stimmung

des Vaters nicht. Ihm fehlte der Muth, nach dem Schweizer zu fragen, da er bei dieser Gelegenheit den Punkt berühren mußte, der dem Vater mehr als unangenehm war. Der nächste Vormittag verfloß. Nachmittags schon vor drei Uhr befand sich Eduard im Café ture. Er brauchte nicht lange zu warten — Christoph Ortelli und Agnes erschienen pünktlich, wie immer. Sie nahmen ihren gewöhnlichen Platz ein. Das junge Mädchen trauerte nicht mehr, es war heute in lebhafte Farben gekleidet. Beide waren allein. Der Beobachter glaubte zu bemerken, daß Ortelli heute nicht so ernst, daß er freundlicher und gesprächiger war. Plötzlich trat ein Mann in die Veranda, ein Muster von Eleganz und Sauberkeit, trotz seines weißen Haars. Er grüßte und nahm an dem Tische Platz, den Eduard gewählt hatte. Seinen Kleidern entströmte ein feines Parfüm, daß man hätte glauben mögen, eine Dame befinde sich in der Nähe. Er schlürfte seinen Cacao mit einer fast weibischen Zierlichkeit. Nachdem er eine feine goldene Brille auf seiner etwas gerötheten Nase befestigt, musterte er die Gesellschaft. Die reizende Agnes schien ihn zu fesseln.

„Himmel," flüsterte er unwillkürlich halb laut vor sich hin, „da ist ja Ortelli!"

Eduard hörte diesen Namen aussprechen.

„Kennen Sie jenen Herrn?" fragte er schnell seinen Nachbar.

„Ich glaube, ja!" antwortete der alte Stutzer. „Vorausgesetzt, daß er Ortelli ist."

„Er ist Ortelli aus Zürich."

„Ah, wie schön seine Enkelin geworden ist! Ich bedauere das arme Mädchen!"

„Warum? Warum?" fragte Eduard eifrig.

„Daß sie die Enkelin dieses Mannes ist."

„Mein Herr, ich interessire mich für diese Familie —"

„Oder vielmehr für die junge Dame — habe ich Recht?" flüsterte der Unbekannte.

„Nun ja. Ich bitte, theilen Sie mir mit, was Sie von den Verhältnissen des alten Herrn wissen."

„Nur dann, wenn ich weiß, mit wem mich ein glücklicher Zufall zusammengeführt hat."

Eduard nannte seinen Charakter und Namen. Der Fremde war überrascht.

„Sie sind der Sohn des Banquier's Anton Roland?" fragte er.

„Ja, mein Herr!"

„Ich preise mich glücklich, Sie kennen zu lernen. Ihnen leiste ich gern den verlangten kleinen Dienst. Jener Christoph Ortelli ist ein räthselhafter Mensch. Man weiß, daß er kein Vermögen besitzt, daß er weder

arbeitet noch verdient — und doch lebt er stets auf einem großen Fuße. Es fehlt ihm nie an Geld; man möchte selbst glauben, daß er Ueberfluß daran hat, denn er unterstützt seine Freunde und zahlt in die Armencassen. In der Schweiz hat er Spar- und Krankencassen für Arbeiter gegründet. Sein Credit ist unbegrenzt, und vorkommende Wechsel zahlt er pünktlich."

„Demnach muß er viele Freunde haben?"

„Aber auch Feinde, die ihn vergebens zu verdächtigen suchen. Jetzt reis't er mit seiner Enkelin, die ihn stets begleitet, in ein Seebad. Mehr, mein Herr, kann ich Ihnen nicht sagen."

Der alte Stutzer zündete seine Cigarre an und rauchte.

Eduard glaubte den Mann gefunden zu haben, den er brauchte. Daß der Fremde nicht gerade zu den Freunden des räthselhaften Mannes gehörte, konnte er aus dem Tone schließen, in dem er von ihm sprach.

„Werden Sie lange in unserer Stadt bleiben?" fragte er.

„Einen Monat, mein Herr, wenn mir die Zeit nicht zu lang wird."

„Gestatten Sie mir, daß ich dann und wann für Ihre Zerstreuung sorge."

„O, Sie verbinden mich, Herr Roland! Ich nehme

Ihr Erbieten gern an. Hier ist meine Karte — ich wohne im Hôtel zur Linde.

Der junge Mann las: Joseph Dorner, Rentier.

Jetzt bemerkte Agnes den Rentier; rasch flüsterte sie ihrem Großvater einige Worte zu. Dieser sah ruhig um sich und nickte dann seiner Enkelin zu, als ob er ihre Ansicht bestätigen wollte. Beide kümmerten sich weiter nicht um Herrn Dorner, der ruhig in einem Journale las.

Paul Münter erschien, grüßte und setzte sich neben seinen Freund.

„Ich bringe Nachricht," flüsterte er.

„Nun?"

„Der Alte dort ist ein reicher Negoziant aus der Schweiz. Man hat ihn diesen Mittag an der Börse gesehen. Der alte Sensal Timm besorgt seine Geschäfte."

„Was für Geschäfte?"

„Ich kenne sie noch nicht; aber verlaß Dich darauf, daß ich morgen oder übermorgen mehr wissen werde. Wie man mir sagte, wohnt der Fremde bei dem Sensal, dessen Haus an der äußersten Promenade liegt."

In diesem Augenblick entstand eine Bewegung unter den Gästen. Ein Herr und eine Dame traten in die Veranda. Eduard erkannte dieselben Personen, die er Abends zuvor gesehen hatte. Die Dame, in reicher

Toilette, mußte die ältere Schwester der lieblichen Agnes sein, denn beide hatten eine auffallende Aehnlichkeit mit einander. Die ältere war eine stolze, kokette Schönheit, welche man mit einer Rose vergleichen konnte, die in voller Blüthenpracht steht. Man sah, daß ihr die Frische des Frühlings fehlte, die Anmuth der Jugend; trotzdem aber waren ihre Reize nicht welk. Das ovale Gesicht hatte feine, edle Züge, welche durch die Fülle blonder Locken eine gewisse Weichheit erhielten. Ihr Teint war blendend weiß. In jeder Bewegung des schlanken Körpers lag eine natürliche, ungezwungene Grazie.

„Kommen wir zu früh?“ fragte sie den alten Herrn.

„Nein, mein Kind; meine Stunde wird sogleich schlagen. Ich zahle meine Schuld, und folge Dir.“

Der Rentier, durch die Stimme aufmerksam gemacht, hatte sein Journal niedergelegt und starrte die Dame an.

„Mein Herr,“ fragte Eduard, „kennen Sie auch diese Dame?“

„Ja, ich kenne sie!“ murmelte Dorner mit bebender Stimme. „Ja, ich kenne diese Antonie, die —“

Er ward durch den Begleiter der Dame unterbrochen, der diese Worte gehört und sich ihm rasch genähert hatte.

„Mein Herr,“ flüsterte er aufgeregt, „diese Antonie ist meine Gattin. Sie sprechen in einem Tone von ihr,

der sie compromittiren muß. Wir werden uns wiedersehen, wenn Sie Ihren Satz nicht vollenden."

„Erregen Sie kein Aufsehen," sagte Eduard, der sich zwischen beide Männer stellte.

„Fragen Sie Ihre Gattin nach Joseph Dorner," zischelte ihm der Rentier in das Ohr, „und haben Sie dann noch Lust, mich zu sprechen, so finden Sie mich in dem Hôtel zur Linde."

Nach diesen Worten trat Dorner rasch in das Innere des Café's, als ob er sich den Blicken der Damen entziehen wollte, die sich zum Gehen anschickten und von dieser kurzen Scene nichts gewahrt hatten. Der Gatte, ein schöner Mann von vierzig Jahren, wandte sich und reichte seiner Gattin den Arm. Ortelli führte Agnes. Die vier Personen verschwanden in der Menge, die sich um diese Zeit auf dem Platze vor dem Café tummelte.

Eduard suchte den Rentier auf; er durchschritt alle Räume des großen Etablissements — der, den er suchte, war nirgends zu sehen. Der junge Mann ging zu seinem Freunde in der Veranda zurück. Wir begleiten den Rentier, der durch eine entgegengesetzte Thür auf die Straße getreten war. Dorner war durch die Scene so aufgeregt, daß er einige Augenblicke still stehen mußte, um wieder Fassung zu gewinnen. Dann setzte er seinen

Weg in der lebhaften Straße fort. Er kam an den Bilderladen, vor dem stets eine Gruppe neugieriger Beschauer stand. Die Photographie der schwarzen Dame erregte noch immer die Bewunderung der Menge. Dorner fand zufällig ein Plätzchen dicht am Fenster — als er das Bild sah, verzog sich sein Gesicht zu einem bittern Lächeln.

„Diese Eitelkeit," flüsterte er dabei. „Man gibt die Erlaubniß, das Mädchengesicht öffentlich auszuhängen. Ach ja, es ist schön," fügte er schmerzlich hinzu; „so sah Antonie vor achtzehn Jahren aus, dieselbe Naivetät lag in den reizenden Zügen, die nur Falschheit und Heuchelei verdecken. Hätte ich sie nie gesehen! Und überall tritt sie mir entgegen, selbst in dieser nordischen Stadt — fast scheint es, als ob meine Erinnerung immer rege bleiben sollte."

In diesem Augenblicke fühlte er sich heftig zurückgestoßen. Ein hagerer Mann in ärmlichen Kleidern brach sich Bahn zu der Glasthür, die er hastig öffnete und dann rasch in den Laden trat. Durch das Fenster konnte der Rentier sehen, wie dieser Mann mit seinem starken Wanderstabe nach dem Bilde deutete und den Kaufmann mit Fragen bestürmte. Dieser nahm das Bild und zeigte es dem Fremden, der es einige Augenblicke betrachtete und exaltirt an seine Lippen drückte.

Nun trat Dorner in den Laden, denn für ihn war diese Scene von besonderem Interesse.

Der Mann, auf den das Bild einen so erschütternden Eindruck ausgeübt hatte, trug einen grauen, zerrissenen Rock, den er bis an den langen, hagern Hals zugeknöpft hielt. Sein schmales, gelbes Gesicht war von unzähligen Furchen durchzogen. Das spärliche, stark ergraute Haar hing schlicht in den Nacken herab. Kummer und Elend drückten sich in seiner ganzen Erscheinung aus. Jetzt hielt er das Bild in der zitternden Hand, das er liebevoll betrachtete, während ihm die Thränen über die eingefallenen Wangen rannen.

„O, mein Herr," stammelte er in rührenden Tönen, „wenn Sie ein Herz in der Brust tragen, so weisen Sie mich nicht rauh ab, sondern sagen mir, wer dieses Mädchen ist. Die Züge desselben erinnern mich an eine Zeit, in der ich sehr glücklich war."

Der Künstler versicherte, daß er die junge Dame nicht kenne.

„Verlassen Sie meinen Laden," fügte er streng hinzu; „Ihr Gebahren erregt die Aufmerksamkeit der Leute, die draußen stehen. Ich kann mich nicht länger mit Ihnen beschäftigen."

Er nahm ihm das Bild aus der zitternden Hand.

Dann ergriff er ihn beim Arme und wollte ihn durch eine Thür im Hintergrunde des Ladens hinausschieben.

„Halt!“ rief Dorner. „Ueberlassen Sie mir den armen Mann. Ich mache mein Geschäft mit Ihnen ab, wenn ich diesen hier gesprochen habe.“

Der arme Mann erschrak.

„Sie wollen mich sprechen?“ rief er.

„Ja!“

„Warum? Was wollen Sie? Kennen Sie mich?“ fragte er hastig, und indem er mit scheuen Blicken die Thür suchte.

„Ihre ungewöhnliche Theilnahme für das Bild hat meine Neugierde rege gemacht —“

„Und nun soll ich Ihre Neugierde befriedigen? Nein, mein Herr, nein, das vermag ich nicht!“ sagte wehmüthig der arme Mann. „Es ist schon zu viel, daß ich mich von diesen Zügen habe so weit hinreißen lassen — das Herz geht mitunter zu weit, und mir ist es besser, wenn ich dem kalten Verstande folge. Ich hätte ruhig an diesem Laden vorübergehen sollen. Leben Sie wohl!“

„Bleiben Sie!“ sagte Dorner. „Sie forderten Auskunft über das Mädchen.“

„Ja.“

„Ich kann sie Ihnen geben.“

„Dann werde ich Sie anhören. Wer ist die junge Dame, die einer mir theuren Person ähnlich ist?“

„Sie ist die Enkelin Christoph Ortelli's aus Zürich.“

„Großer Gott! Und ihr Name?“

„Agnes!“

Dem armen Manne entsank der Stock; er legte beide Hände vor das Gesicht, um die den Augen entströmenden Thränen zu unterdrücken. Sein ganzer Körper gerieth in eine convulsivische Bewegung.

„Agnes, Agnes!“ schluchzte er. „So ist Antonie ihre Mutter!“

Dorner ergriff gewaltsam seine Hand und fragte ihn in einem strengen Ernste:

„Mann, wer sind Sie? Sie kennen die Mutter des Mädchens — vertrauen Sie sich mir an, ich meine es gut mit Ihnen. Antonie und Agnes sind mir bekannte Personen; Sie stehen den Damen näher, als man wohl glauben möchte, wenn man Ihre äußere Erscheinung in Anschlag bringt.“

Der Fremde hob den Kopf stolz empor, und seine Augen, obwohl noch thränenfeucht, glänzten seltsam, als er mit fester Stimme die Worte sprach:

„Nein, ich kenne die Dame nicht, will sie nicht kennen! Die Aehnlichkeit täuschte mich, das ist Alles! Ich gehe jetzt; aber folgen Sie mir nicht, wenn Sie den Bettler

nicht reizen wollen, der jede Rücksicht aus den Augen setzt. Bleiben Sie zurück!"

Er nahm seinen Stock vom Boden auf, öffnete rasch die Thür, die zu einem halb dunklen Gange führte, und verschwand. Dorner stand einen Augenblick überrascht und sah dem seltsamen Manne nach. Während er in dem dämmernden Hintergrunde des Ladens stand, erschienen vorn Ortelli und Agnes; sie holten das Bild ab, das sie dem Künstler bis heute auszustellen erlaubt. Rasch verließen sie den Laden wieder. Dorner entfernte sich auf demselben Wege, den der Bettler eingeschlagen hatte.

## III.

Das Haus des Sensal's Timm lag in dem anmuthigsten Theile der Promenaden, die mit großer Sorgfalt unterhalten wurden. Die Rückseite desselben grenzte an den Fluß, der hier den Hafen der Stadt bildete. Die Fenster boten die Aussicht über den Mastenwald der vor Anker liegenden Schiffe. Den ersten Stock dieses Hauses bewohnte Christoph Ortelli mit seiner Familie. Gegen zehn Uhr Abends treffen wir Antonien mit ihrem Gatten allein in einem elegant eingerichteten Zimmer.

„Was ist Dir, Emil?" fragte die Dame, die nachlässig in dem Sopha lag. „Schon diesen Nachmittag hat sich Deiner eine so trübe Stimmung bemächtigt, daß sie selbst meinem Vater aufgefallen ist."

Emil blieb stehen und sah die schöne Frau mit ernsten Blicken an.

„Antonie," begann er, „es ist nicht Alles zwischen uns, wie es sein soll. Es waltet ein Geheimniß ob, das Du mir zu verbergen suchst."

„Ein Geheimniß?" fragte Antonie verwundert.

Emil ließ sich ihr gegenüber auf einem Stuhle nieder. Seine Blicke ruheten mit Schmerz auf der schönen Frau, deren Besitz seiner Eitelkeit stets geschmeichelt hatte. Er war nicht mehr der glühende, schwärmerische Liebhaber von fünfundzwanzig Jahren, sondern der ruhige, gesetzte Ehemann, ein positiver Mensch, der nur das redet, was er zuvor überlegt hat. Wir fügen noch hinzu, daß Emil Haiden sich für einen starken Geist hielt, für einen Mann, der Vorurtheile verlachte und Herkömmlichkeiten verspottete. Eine gewisse Zähigkeit seines Charakters ersetzte die Tugend der Consequenz, mit der er sich gern brüstete.

„Wir sind nun sechs Jahre verheirathet, Antonie," sagte er ruhig; „ich wußte, daß Du Wittwe warst und eine Tochter hattest, als ich Dir meine Hand reichte.

Dein Vater erzählte mir das Unglück, das Du in Deiner ersten Liebe gehabt, und Du sprachst die Hoffnung aus, in der zweiten einen Ersatz dafür zu finden. Heute muß ich Dich fragen: hast Du ihn gefunden, Antonie? Bin ich Deinem Herzen, das, wie Du sagtest, keine Erinnerungen mehr birgt, stets genug gewesen?"

Antonie schüttelte lächelnd das reizende Köpfchen.

„Mein lieber Freund, statt der Antwort richte ich eine Frage an Dich: hast Du Dich in den sechs Jahren unserer Verheirathung über Deine Frau zu beklagen?"

„Vielleicht!"

„Emil!" fuhr Antonie auf.

„Du hast eine Erinnerung in Deine zweite Ehe mit hinüber genommen, die Du für Dich allein bewahrst. Es hat in den sechs Jahren keinen Augenblick gegeben, der Dich hätte veranlassen können, mir ein Wort über Joseph Dorner zu sagen!"

Antonie zuckte sichtlich zusammen.

„Joseph Dorner!" wiederholte sie leise.

„Ist Dir der Mann etwa unbekannt?"

„Nein!" antwortete sie fest. „Ich kenne Dorner seit dem Tode meines ersten Mannes. Ich will Dich nicht belügen, Emil — aber Dorner steht nicht etwa zu mir, sondern zu meinem Vater in Beziehung."

„Aber er sucht Dich zu verdächtigen."

„Wohl möglich, denn er haßt Dich und mich."

„Ich habe den Mann ein Mal gesehen —"

„Dich, weil Du mein Gatte bist, und mich, weil ich Deine Gattin bin. Er warb um mich — ich wies ihn ab."

„Du hast mir nie ein Wort davon gesagt, Antonie!"

Sie ergriff seine Hand und flüsterte in einem weichen Tone:

„Ich bin nicht eitel genug, um mit kleinen Triumphen zu prahlen, und vorzüglich meinem Manne gegenüber, dem ich so wenig Schwächen als möglich zeigen möchte. Daß ich Dir den Vorzug gegeben, ist ein Beweis meiner Liebe zu Dir — ich nenne ihn jetzt, da Du die Sache einmal kennst; aber ich würde mich nie darauf berufen haben, da ich Dir wohl auf andere Weise zeigen kann, daß ich mein ganzes Glück in Deinem Besitz finde. Dorner ist ein Geck, den ich wohl bemitleiden, aber nicht lieben kann. Und nun, mein Freund, antworte mir offen: besitze ich Dein Vertrauen? Ehrst Du die Gründe, die ich Dir für das Verschweigen dieser Angelegenheit angegeben habe?"

Emil, der starke Mann, fühlte sich vollkommen von der Stichhaltigkeit der Gründe überzeugt, als Antonie seinen Hals umschlang und ihm einen langen Kuß auf

die Lippen drückte. Der Mann ist stets im Nachtheile, wenn er einen Kampf mit einer Frau unternimmt, die sich ihrer Schönheit bewußt ist und die Liebe dessen kennt, der ihr entgegen tritt. Antonie kannte nicht nur die Liebe, sondern auch die Schwächen ihres starken Mannes — um so leichter ward ihr der Sieg. Emil erzählte ihr die Scene in dem Café.

„Dorner ist hier?" fragte sie mit einer Ueberraschung, die an Bestürzung grenzte.

„Er wohnt in dem Hôtel zur Linde. Und was räthst Du mir nun? Was soll ich ihm antworten?"

„Nichts! nichts!" rief sie rasch. „Ein solches Betragen bestraft man mit Verachtung."

„Aber man giebt sich auch eine Blöße, wenn man feig dazu schweigt. Welche Miene soll ich annehmen, wenn ich ihm zufällig begegne? Deine Ehre, Antonie, ist die meinige."

„Höre mich an, Emil," sagte sie hastig; „ich begreife vollkommen, daß Dich das Benehmen Dorner's mehr als unangenehm berühren mußte, und gestehe offen ein, daß ich ihm dafür eine derbe Züchtigung wünsche; aber wenn ich von Dir Ruhe und Schweigen fordere, wenn ich Dich bitte, mir unbedingtes Vertrauen zu schenken, so glaube nicht, daß ich eine Entwirrung der Sache fürchte. Ueberlaß es meinem Vater, mir und Dir Ge=

nugthuung zu verschaffen. Ich sagte Dir, daß zwischen Beiden eine Beziehung stattfindet — mische Dich nicht in den Streit, wenigstens jetzt noch nicht. Sobald Deine Hilfe nöthig erscheint, wird man sie von Dir fordern. Morgen früh spreche ich mit meinem Vater, und glaube mir, er wird nicht dulden, daß jener Mann meine Ehre verunglimpft. Willst Du mir vertrauen?"

Emil küßte Antonie und versprach es; aber er nahm sich vor, aufmerksam zu beobachten, denn er konnte einen Anflug von Eifersucht nicht unterdrücken, so oft er seine schöne Frau betrachtete.

## IV.

Jener Sommer, in den die Begebenheiten fallen, die wir berichten, war reich an Gewittern, die oft so plötzlich kamen und sich entluden, daß sie Manchem eine unangenehme Ueberraschung oder ein tüchtiges Bad bereiteten. Einst gegen Mittag überfiel ein so heftiger Platzregen die Stadt B., daß sich in den Straßen Bäche bildeten und auf den Plätzen kleine Seen. Die Fußgänger hatten kaum so viel Zeit, einen Laden oder ein Kaffeehaus zu erreichen, wenn sie Geld hatten, eine unfreiwillige Ausgabe zu machen, oder einen offenen Thorweg, das Asyl der Armen und Schlechtgekleideten.

Ein großes, offenes Thor, das zu dem Hofe eines Kaufmanns führte, bot bei diesem Platzregen ein Bild, dessen Composition, durch den Platzregen bewirkt, ein Meisterstück war. Ein Maler hätte bewunderswürdige Modelle, der Psycholog vortreffliche Studien gefunden. Wie köstlich müßte sich eine Gruppe solcher zusammengelaufener Menschen als lebendes Bild auf dem Theater ausnehmen!

Fassen wir den offenen Thorweg näher in's Auge.

Auf dem linken Flügel steht ein hagerer Mann mit einer Brille und langen Haaren, er lies't emsig den Anschlagezettel, der den Werth und die Vortheile einer neu erschienenen Volksschrift anpreis't. Dieser hagere Mann mit den eingefallenen Backen, dem abgetragenen Frack und der verwaschenen Nankinghose ist ein Schriftsteller; er findet seinen Namen unter den Mitarbeitern und lies't darum die kostbare Ankündigung mehr als zehn Mal. Die Tasche seines Fracks ist mit einem dicken Manuscripte für genanntes Journal beschwert, das bereits 40,000 Abonnenten haben soll.

Neben dem Gelehrten steht ein kurzer, dicker Mann, anständig gekleidet und einen Rohrstock in der Hand; dieser ist ein homöopathischer Arzt, der tausend Verwünschungen murmelt und wie auf Kohlen steht — man soll glauben, er habe todtkranke Menschen zu besuchen.

Ihm fehlt der Groschen, um in einem Kaffeehause Schutz zu suchen.

Jetzt kommt der brodlose Arbeiter, der zugleich Turner ist; er lehnt mit verschränkten Armen an der Mauer und sieht gleichgiltig auf seine nackten Füße herab, deren Zehen in dem vorbeirauschenden Wasser stehen. Der Rock, den er trägt, ist zerrissen, aber von modernem Schnitte.

Ihn beobachtend sehen wir einen alten Herrn mit großer Habichtsnase, auf der eine Hornbrille mit grünen Gläsern sitzt. Dieser Herr trägt eine Botanisirtrommel, denn er ist Botaniker und Philosoph. Der brodlose Arbeiter und der Schriftsteller geben ihm Stoff zum Nachdenken.

Dies ist der ernste Theil; nun beginnt der komische.

Ein junger Mann unterhält sich mit einer Köchin, einem hübschen jungen Mädchen, das in einem Netze lebendige Tauben trägt. Der junge Mann, ein Commis ohne Anstellung, stachelt mit einem Spazierstöckchen die armen Thiere, daß sie flattern und der Trägerin Mühe bereiten. Ein Straßenjunge lacht laut über diesen — Witz.

Neben einer Gruppe alter Weiber mit Körben steht der echte Philister; er, der den Regen vorausgesehen an seinem Laubfrosche, trägt einen dicken rothen Regenschirm unter dem Arme. Der Guß ist zu heftig, er will das

kostbare Familienstück schonen. Ruhig lächelnd sieht er den grauen Himmel an. Sein Hündchen, ein mageres Windspiel mit rothem Halsbande, steht zitternd neben ihm.

Der Schweigsame, ein dicker Mann, hat beide Hände in den Rocktaschen und starrt zu Boden. Der abgetragene Hut sitzt ihm tief in der Stirn.

Der Geck, ein Tanzmeister von Profession, steht auf den Fußspitzen und tritt von einem Steine auf den anderen, je nachdem das Wasser anschwillt. Er trägt weiße Strümpfe und leichte Schuhe von Glanzleder.

„Ist das ein Wetter!" ruft er aus. „Pfui! das schmutzige Wasser! Hätte ich das café turc erreichen können! Die Gewitter sind diesen Sommer unausstehlich! Ah, guten Tag, Herr Timm! Serviteur, Jungfer Meta! Wie ist der letzte Ball im Tivoli bekommen? War herrlich, nicht wahr? Wird bald aufhören zu regnen — habe bei dem Senator M. um zwölf Uhr eine Stunde zu geben. Gott, wenn es bis ein Uhr so fortregnete — ich wäre ein Kind des Todes!"

Von Zeit zu Zeit reißt sich ein Glied dieser zufällig versammelten Gesellschaft los und eilt davon; Andere kommen hinzu.

Joseph Dorner, der Rentier, konnte weder einen Fiaker, noch ein Café erreichen; auch er mußte sich in diesen Thorweg flüchten. Er fand Platz neben dem

Tanzmeister. Von dem Strome in der Straße floß ein Arm in den Thorweg; das Wasser, in allen Farben spielend, schäumte und rauschte. Der Hausmann erschien mit einem großen Besen und fegte das Wasser in eine Rinne.

„Vorgesehen!" befahl er mit markiger Stimme.

Die Schutzsuchenden drängten sich in ein Häuflein zusammen.

„Mann, Sie sind unhöflich!" rief der Tanzmeister, der auf einen Eckstein gesprungen war.

Durch die allgemeine Bewegung hatte der Rentier einen andern Platz erhalten. Als er sich wandte, sah er den grauen Mann an der gegenüberliegenden Mauer denselben, mit dem er die Unterredung in dem Bilderladen gehabt. Der Unbekannte war eine seltsame Erscheinung. Man wußte nicht, zu welcher Classe von Menschen man ihn zählen sollte. Ein Humanist würde gesagt haben: dieser Mensch stellt die verkrüppelte Civilisation dar; der Criminalist, in der Regel ein erfahrener Psycholog und Phrenolog, würde den Ausspruch gethan haben: der graue Mann umfaßt die Ehre des Zuchthauses, Tugend und Vaterland, er besitzt Verschlagenheit, Gutmüthigkeit und versteckte Bosheit — man muß sich vor ihm hüten, wenn man ihn nicht vernichten kann.

Dorner beobachtete den grauen Mann, der ruhig an der Mauer stand, die magern Hände auf seinen Stock stützte und in das wirbelnde und schäumende Wasser starrte. Der graue Rock, der an dem Halse fest zugeknöpft war, wahrscheinlich um den Mangel eines Hemds zu verdecken, reichte bis tief über das Knie herab. Die beschmutzten Stiefeln waren grob und mit ungewöhnlich dicken Sohlen versehen. Der zerdrückte Filzhut mit breiter Krämpe, dessen Farbe sich nicht mehr erkennen ließ, würde ihm das Ansehen eines amerikanischen oder englischen Quäkers gegeben haben, wenn er sich nicht in einem zu traurigen Zustande befunden hätte. Das Gesicht, von tausend Runzeln durchzogen, erschien wegen der entsetzlichen Magerkeit ungewöhnlich lang, wie der ganze Körper. An dem gelben Halse, den kein Tuch bedeckte, sah man die starken Sehnen. Der Ausdruck des seltsamen Gesichts war in diesem Augenblicke spöttisch und melancholisch; er verrieth Verachtung und Philosophie von Wahnsinn verschleiert. Er schien in dem Alter zwischen fünfundvierzig Jahren zu stehen. Sein langes Haar war ziemlich weiß; feucht hing es in den Nacken und in die Schläfe herab.

Ein gewöhnlicher Bettler konnte dieser Mann nicht sein, trotz seiner schlechten Kleider. Der lange trockene Körper glich einer Statue oder einer Gestalt, welche die

Phantasie eines geschickten Malers erschaffen. Sein überglas'tes Gesicht sprach einen tiefen, eisigen Gedanken aus. Fühlte man sich auch geneigt, Mitleiden mit ihm zu haben — der kalte Blick trocknete das Herz aus.

Die ihm zunächst stehenden Nachbarn zogen sich scheu oder verwundert zurück. Vielleicht verbreiteten seine Kleider einen üblen Geruch, oder er trug im Normalzustande jenen Geruch des Elends an sich, den alle schmuzigen Winkel der Stadt haben — kurz, der Mann blieb isolirt; er schien es nicht zu bemerken.

Plötzlich sah er auf.

Keine Muskel seines hagern Gesichts zuckte. Sein ausdrucksloser Blick, der so berühmte Blick Talleyrand's, wandte sich von der Gruppe auf den Rentier. Ruhig, als ob er den Mann nicht kenne, senkte er die welken Augenlider nieder zu Boden.

Dieses stoische Gesicht mußte in dem Beobachter mancherlei Gedanken erwecken. Warum interessirte sich der Fremde so lebhaft für das Bild der reizenden Agnes? War er nicht mit Gewalt in den Laden des Bilderhändlers gedrungen? Hatte er nicht geweint bei dem Erblicken der reizenden Züge?

Dies waren für den Rentier triftige Gründe, um den seltsamen Mann näher kennen zu lernen. Aber wie

ließ sich dies erreichen, da er schon in dem Laden jede Annäherung verhindert hatte?

Das Gewitter hatte sich verzogen. Die Leute waren auseinandergegangen. Der vorsichtige Philister sah nach den blauen Streifen in dem zerrissenen Gewölk, lockte sein Windspiel und ging, nachdem er seinen enormen Schirm ausgespannt hatte.

Da bewegte sich auch der graue Mann; er zog sein beschmutztes Taschentuch hervor, trocknete sich die feuchte Stirn und ging. Sein langer Rock streifte den Eckstein am Thore.

Dorner hatte bemerkt, daß der Fremde einen Brief beim Herausziehen des Tuchs verloren. Mit einer Art Gier hob er das Papier auf und las die Adresse: An Herrn Edmund John, am Hafen Nr. 6.

„Gut," dachte er, „die Wohnung ist angegeben, ich kann also durch diesen Brief, der noch nicht erbrochen ist, mit dem Manne anknüpfen; mir bietet sich eine Veranlassung, ihm einen Besuch abzustatten."

Unbestimmt, wie das erste Glühen des Tages, dämmerte in ihm die Vermuthung auf, der Adressat stehe zu der schönen Antonie in Beziehung. Wir werden bald erfahren, warum dies für Dorner von Wichtigkeit war. Durch Voraussetzungen, die Auswahl der wahrscheinlichen Vermuthungen und Befürchtungen kommen

Richter, Liebhaber und Spione hinter die Wahrheit, die auf geradem Wege nicht zu erlangen ist.

Die Zeilen waren offenbar von der Hand einer Dame geschrieben; Dorner kam es selbst vor, als ob er die Züge früher schon gesehen hätte. Der Rentier verbarg den Brief, ging in sein Hôtel, speiste zu Mittag und kam um drei Uhr in dem Café turc an. Christoph Ortelli und Agnes saßen an ihrem Tischchen. Beide lasen eifrig Journale. In ihrer unmittelbaren Nähe saß ein elegant gekleideter Mann; er beobachtete verstohlen durch sein goldnes Lorgnon die beiden Personen, welche eifrig die Journale durchblätterten. Bemerkte er, daß Agnes aufblickte, so sah er zur Decke empor oder nach einem andern Ziele. Diese Discretion bewies, daß der Elegant nicht zu der indiscreten Jugend der Stadt gehörte, die naseweis die Schöne anstarrte. Der Elegant trug einen feinen Rock von stahlgrünem Tuche, hellgraue Pantalons und auf seinem kurzgeschornen blonden Haupte einen braunen Kastor nach der neuesten Mode. Zwischen seinen weiß behandschuhten Fingern spielte der goldne Knopf eines zierlichen Rohrstöckchens.

Joseph Dorner nahm seinen Platz so, daß er das Gesicht dieses Beobachters sehen konnte, denn für ihn hatte Jeder Interesse, der sich für die Familie Ortelli's interessirte.

„Was ist das?“ fragte er sich überrascht.

Er setzte sein Glas an das Auge. Deutlich sah er das Gesicht des grauen Mannes. Das war dieselbe Stirn, das waren dieselben Augen mit den welken Lidern und dem Talleyrandblicke; das war dieselbe Nase, derselbe Mund, dasselbe spitze Kinn — das ganze hagere und bleiche Gesicht. Das lange Haar war verschwunden — statt dessen zeigte sich kurzes, hellblondes. Auch die Gestalt war die des grauen Mannes — nur schien sie jetzt nicht so entsetzlich mager und lang zu sein. Aber wie anders war das Benehmen, wie anders waren die Manieren! Der Elegant rauchte eine feine Cigarre und blies mit Virtuosität den blauen Rauch empor. Den Mocca schlürfte er mit dem Hochgenusse eines Kenners.

Dorner hatte das stoische Gesicht des Grauen zu genau während des Gewitters betrachtet, als daß er nicht jedes characteristische Kennzeichen in sich aufgenommen haben sollte — hier fand er sie alle wieder. Der Fremde gab sich nicht einmal Mühe, sie zu verbergen. Gleichgiltig wie unter dem Thore sah er auch hier den Rentier an, der nun an einem Verhältnisse mit Antonie kaum noch zweifelte. Die Erscheinung war für ihn von großer Wichtigkeit geworden. Da sah er Eduard Roland neben einem Oleander sitzen. Grüßend trat er dem jungen Manne näher, und ließ sich neben ihm nieder.

„Ich habe Sie erwartet, Herr Dorner!“ sagte Eduard.

„Sehr verbunden, Herr Roland.“

„Wollen Sie diesen Abend mein Gast sein?“

„Wo?“

„Ich gebe einem kleinem Kreise meiner Freunde in dem Rathskeller ein Fest! —“

„Ah, der Rathskeller birgt die berühmten Rheinweine?“

„Wir werden von dem ältesten und besten trinken.“

„Gut, ich nehme Ihre Einladung an, Herr Roland.“

„Vortrefflich!“

„Wann muß ich erscheinen?“

„Um neun Uhr. Die Nacht ist unser. Morgen ist ein Sonntag — wir können ausschlafen, denn das Comptoir bleibt geschlossen.“

„Abgemacht, ich komme um neun Uhr!“

„Sie werden einen Genuß haben, den Ihnen keine zweite Stadt Deutschlands, vielleicht Europa's bietet.“

„Ich bin im Voraus Ihr dankbarer Schuldner!“ sagte Dorner, sich verneigend. „Kaffee!“ befahl er.

Die Tasse dampfte vor ihm auf dem Tische. Nachdem er getrunken, fragte er, als ob ihn nur Neugierde reizte:

„Wer ist der Stutzer mit dem goldenen Lorgnon?“

Eduard hatte ihn bis jetzt nicht bemerkt.

„Wo?“ fragte er.

„Er sitzt der jungen Dame gegenüber, die Ihnen nicht gleichgiltig zu sein scheint — ich meine die Enkelin des alten Ortelli.“

„Ach, der Mann im grünen Rocke!“

„Ganz recht. Er betrachtet die Dame, so oft sie lies't. Sieht sie auf, wendet er das Glas nach einer andern Richtung. Der blasse Elegant besitzt Lebensart. Ist er ein Kind dieser Stadt?“

Der Sohn des Banquiers hatte den Elegant beobachtet.

„Ich sehe ihn heute zum ersten Male. Ah, bah,“ fügte er hinzu, „dieses Gesicht kann mir nicht gefährlich werden. Wie geschmackvoll er seine dürren Knochen mit Flittern behängt hat — dieser Mann ist ohne Zweifel ein Engländer, der auf das Festland gekommen ist, um sein zerrüttetes Vermögen wieder in Ordnung zu bringen. Die Britten sparen, wenn sie unter uns leben. Das kurz geschorene Haar ist die neueste englische Mode. Verlassen Sie sich darauf, es ist ein blasirter Engländer!“

Eduard warf die Handelszeitung auf den Tisch, die er in der Hand gehalten.

In diesem Augenblicke entfernte sich Ortelli mit seiner Nichte. Der Elegant sah den Beiden so lange nach, bis

sie aus der Veranda verschwanden. Dann machte er eine Promenade zwischen den Tischen hin. Er sah die Handelszeitung. Artig fragte er mit einer klangvollen Stimme:

„Kann ich dieses Blatt nehmen?“

„Wenn Sie die Handelszeitung suchen,“ antwortete Dorner.

„Ja, mein Herr!“

„Ich erbitte sie mir zurück, wenn Sie gelesen haben.“

„Sie steht nach fünf Minuten wieder zu Diensten.“

Der Fremde setzte sich an den nächsten Tisch, und las sehr eifrig. Dorner hatte dieses kurze Gespräch eingeleitet, um seinen Mann näher kennen zu lernen. Dieselbe Stimme hatte er in dem Bilderladen gehört, dasselbe Gesicht hatte er in dem Thore gesehen. Waren der graue Mann und dieser Elegant identisch?

„Herr Dorner,“ flüsterte Eduard ihm zu.

„Was beliebt Ihnen, mein Herr?“

„Dieser Mensch spricht ein zu gutes Deutsch, er kann kein Engländer sein.“

„Ich halte ihn auch nicht dafür. Sie haben ihn also nie gesehen?“

„Nie!“ versicherte Eduard.

„Der Mann interessirt mich.“

„Sein Gesicht ist classisch!“ flüsterte der Commis.

„Sehen Sie nur, wie er jetzt mit den Mundwinkeln zuckt; wie er die unschuldige Cigarre zerbeißt — vielleicht gefallen ihm die Course nicht — ah, er ist ein Speculant!“

Der Fremde zog ein elegantes Taschenbuch, legte es neben sich, und machte eine Notiz aus der Zeitung. Dann erhob er sich, und gab dankend das Blatt zurück.

„Haben Sie gefunden, mein Herr, was Sie suchten?“ fragte Dorner lächelnd.

„Ja!“

Er verneigte sich und ging, als ob er die Fortsetzung des Gesprächs vermeiden wollte. Zwei Minuten später sah man ihn nicht mehr. Kaum war er verschwunden, als Dorner die Zeitung ergriff.

„Vielleicht finden wir,“ sagte er, „was den Mann interessirt.“

„Das wird schwer sein!“ meinte Eduard.

„Diese Seite muß die Nachricht enthalten; er hat das Blatt zurückgegeben, ohne es zu wenden.“

„Haben Sie so genau darauf geachtet?“

„Ich machte zufällig die Bemerkung.“

In diesem Augenblicke schlug es auf dem nahen Thurme vier Uhr. Eduard stand rasch auf.

„Schon!“ rief er.

„Wohin?“

„In das Comptoir.“

„Ah, Sie arbeiten bei dem Vater!“

„Und Papa ist ein strenger Chef. Von vier bis acht Uhr bin ich an das Pult gebannt.“

„Um goldene Berge zu verdienen. Apropos, Herr Roland, wie weit sind Sie mit der Enkelin des Schweizers?“

Eduard erröthete.

„Die junge Dame gefällt mir,“ antwortete er verlegen.

„Sie ist ohne Frage ein reizendes Geschöpf; wäre ich zehn Jahre jünger, ich könnte Ihr Rival werden.“

„Bis jetzt ist es mir nicht gelungen, eine Unterredung mit ihr herbeizuführen.“

„Vielleicht kann ich Ihnen dazu behilflich sein.“

„Sie, Herr Dorner?“

„Ich sage „vielleicht!“ Mein Wort gebe ich nicht.“

„Wir sehen uns diesen Abend.“

„Punkt neun Uhr in dem berühmten Rathskeller.“

„Geben Sie Ihre Karte dem Kellner, und er wird Sie zu uns führen. Auf Wiedersehen!“

Der junge Mann verließ eilig die Veranda.

Dem Rentier war es lieb, daß er sich allein befand. Er las nun die Zeitung. Die Seite, die er vor sich hatte, enthielt Annoncen.

„Ah," murmelte er nach einiger Zeit, „hier ist Etwas, das Edmund John interessiren kann."

Er las:

„A. ist bereit E. J. zu empfangen. Ein Brief liegt am Orte: er enthält das Nähere. Vorsichtig, die Course stehen gut. Näheres im Briefe. 17."

„A. ist Antonie, E. J. ist Edmund John, und der Brief befindet sich in meiner Tasche. Die Ziffer wird sich der Elegant notirt haben. Das ist Wasser auf meine Mühle."

Er stand auf, warf dem Kellner ein Geldstück zu, und entfernte sich. Eine halbe Stunde später treffen wir ihn in seinem Zimmer, dessen Thür er verschlossen hatte. Dorner öffnete geschickt den an Edmund John adressirten Brief. Wir geben die wenigen Zeilen wieder, die er enthielt.

„Mein armer Freund, finden Sie sich heute, Sonnabend, punkt elf Uhr Abends in dem Rathskeller ein, Cabinet 17. Sie werden einen jungen Mann in schwarzem Mantel antreffen, der Sie zu einem Glase Wein erwartet. Ich finde keinen passendern Ort zu unserer Unterredung, die mehr in Ihrem, als in meinem Interesse ein Geheimniß bleiben muß."

„Das trifft sich gut," dachte Dorner. „Aber Herr John muß den Brief so rasch als möglich erhalten,

sonst bleibt er aus. Das Sicherste ist, ich überbringe ihn selbst; die Adresse ist ja genau angegeben, und mein Bemühen kann nicht anders denn als eine Gefälligkeit gedeutet werden."

Er ging, nahm einen Fiaker und fuhr nach dem Hafen. Es war sechs Uhr; die Sonne schien noch warm und hell. Die Straße, die „am Hafen" heißt, hat nur eine Reihe Häuser; ihr gegenüber erhebt sich eine niedrige Mauer, welche den Strom von der Straße trennt. Die alten Häuser sind großentheils Matrosenschenken, Auswandererherbergen, Kramladen, Kleidermagazine und Agenturbureaux. Es herrscht hier ein eigenthümlich reges Treiben. Dorner stieg aus, lohnte den Kutscher ab, und begann Nr. 6 zu suchen. Er mußte die ganze Häuserreihe hinabgehen. Endlich fand er, was er suchte. Nr. 6 war ein gemeines, enges und schmuziges Haus, vielleicht das schmuzigste in der ganzen schmuzigen Straße. Es hatte drei Stockwerke, und jedes Stockwerk hatte drei Fenster. An den Fenstern sah man gute farbige Gardinen. In welchem Stocke wohnte nun der räthselhafte Mann?

Joseph Dorner öffnete die kleine, klingelnde Hausthür. Auf der schmalen Flur trat ihm ein altes, dickes Weib entgegen, das einen Eimer Wasser in die geöffnete Küche tragen wollte.

„Warten Sie, Madame!“ rief der Eintretende.

Die Alte, die eine weiße Flügelhaube mit gelben Bändern trug, blieb stehen und setzte ihren Eimer zu Boden.

„Was will der Herr?“ fragte sie mit heiserer Stimme.

„Ich suche Herrn Edmund John.“

„Edmund John?“

„Er soll hier wohnen.“

„Sie irren.“

„Ich bin doch in Nr. 6?“

„Das trifft, und ich bin die Besitzerin des Hauses,“ antwortete die Alte, die den Rentier glotzend ansah.

„Demnach müssen Sie die Bewohner Ihres Hauses kennen.“

„Versteht sich, ich kenne sie alle.“

„Wohnt Herr Edmund John bei Ihnen?“

Die Alte überlegte einige Augenblicke, dann sagte sie entschieden:

„Nein, mein Herr!“

„Seltsam!“ murmelte Dorner.

„Was finden Sie seltsam?“

„Daß auf dem Briefe ein falsches Haus bezeichnet ist. Am Hafen Nr. 6. —“

„Sie haben einen Brief, mein Herr?“

„Ja!“

„An wen?"

„Nun, an Edmund John!" sagte ungeduldig der Rentier.

„Ah, das ändert die Sache. Wo haben Sie denn den Brief?" fragte die Hausbesitzerin, als ob sie den Worten nicht recht traute.

„Hier!"

Dorner zeigte ihn. Die Alte wollte das Papier behalten.

„Wozu?" fragte Dorner. „Wenn der Adressat nicht in diesem Hause wohnt —"

„Verlassen Sie sich darauf, ich werde ihn besorgen."

„Es liegt mir daran, den wichtigen Brief selbst zu übergeben — ich bin verantwortlich —"

„Ah, wenn der Herr verantwortlich ist! Steigen Sie die Treppe hinan, wenden Sie sich rechts, und klopfen Sie an die erste Thür."

Die Alte trug ihren Eimer in die Küche.

Dorner stieg die schmale, beschmuzte Treppe hinan; er wandte sich rechts, fand die Thür und klopfte an. Eine Minute verfloß. Der Rentier wiederholte das Klopfen.

„Gleich!" rief eine kernige Stimme.

Dorner glaubte die Stimme des Elegants zu erkennen. Ruhig wartete er, den Brief in der Hand

haltend. Endlich ward die Thür geöffnet. Ein Mann in rothcarrirtem Schlafrock stand an der Schwelle. Das Gesicht war das des Stutzers aus dem Café, aber der Kopf war mit einer Fülle dunkler Haare bedeckt, die sich über der weißen hohen Stirn zu einem Büschel und an den Schläfen zu zierlichen Löckchen formten. Das weiße Hemd mit dem breiten Kragen ward am Halse nachlässig durch ein leichtes Tuch von schwarzer Seide zusammengehalten. Dorner glaubte über der Oberlippe des Mannes, der sich wie ein Chamäleon veränderte, den Schatten eines schwarzen Bärtchens zu bemerken. Das bleiche Gesicht mit der charakteristischen Nase hatte in diesem Augenblicke ein ganz anderes Aussehen; es war jünger und markiger. Selbst die Gestalt des Körpers schien nicht mehr so lang und hager zu sein. Der Mann in der Thür, der ruhig eine Cigarre rauchte, sah den Besuch fragend an.

„Sind Sie Herr Edmund John?“

Der Gefragte schien unschlüssig zu sein.

„Nein!“ antwortete er nach einer Pause.

„Gleichviel; Sie haben einen Brief verloren.“

„Wo?“

„In dem Thore, wo Sie diesen Mittag Schutz suchten. Ich halte es für Pflicht, ihn zurückzugeben.“

Der Fremde nahm rasch den Brief, nachdem er die

Adresse angesehen. Dann warf er einen forschenden Blick auf das Siegel — es war unverletzt, Dorner hatte es mit einer Geschicklichkeit geöffnet und geschlossen, die dem schwarzen Cabinete Napoleons I. Ehre gemacht haben würde.

Während dieser Momente warf der Rentier einen Blick in das Zimmer. Der kleine Raum war freundlich tapezirt und möblirt; vor dem Sopha befand sich ein gedeckter Tisch mit einem duftenden Mahle und einer Flasche Wein. Alles dies stand in keinem Verhältnisse mit dem von außen schmuzigen Hause und der Lage, in welcher dieser Mann sich zu befinden schien. Neben der Flasche lag ein Packet, in dem der scharfe Beobachter Banknoten zu erkennen glaubte.

„Ja, der Brief gehört mir, ich danke Ihnen!" antwortete rasch der Fremde.

Zugleich gab er dem Rentier nicht undeutlich zu erkennen, daß er nun gehen könne. Hätte Dorner nicht zu neugierig die Umgebung betrachtet, so würde er den drohenden, stechenden Blick des Basiliskenauges gesehen haben, der ihn durchbohren zu wollen schien.

„Wir haben uns diesen Nachmittag in dem Café turc gesprochen?" warf er leicht hin.

„Sie irren," war die kurze Antwort.

„Und dennoch, mein Herr —"

„Ich danke Ihnen noch einmal für Ihre Mühwaltung. Adieu!"

Der Mann trat zurück, schloß die Thür und schob den Riegel vor.

„Unverschämter!" murmelte Dorner. „Sehen wir uns diesen Abend auch nicht, so werde ich Dich doch hören."

Er verließ den Corridor und ging die Treppe hinab. Unten stand die dicke Frau.

„Abgegeben?" fragte sie mit einer schlecht verhehlten Schlauheit.

„Edmund John war zu Hause."

„Recht gut, er hat einen Brief erwartet."

Die Alte holte eine kleine Horndose aus der Tasche ihres beschmuzten Kleides und fütterte die schwammige Nase mit einer Prise sauer riechenden Tabaks.

„Madame, seit wie lange wohnt Herr John bei Ihnen?"

„Ah, Sie wollen mich ausfragen!"

„Ich habe keinen bösen Grund dabei; der Mann interessirt mich, und doch ist er so abstoßend."

„Mein lieber Herr, ich bin eine arme Witwe, die keine andere Rente hat, als den Ertrag dieses Hauses; das Zimmer ist so gut vermiethet, wie ich es nie vermiethet habe, noch je vermiethen werde. Sie begreifen

wohl, daß man sich unter diesen Umständen Manches gefallen läßt."

„Ganz recht, aber —"

Der Rentier konnte nicht fortfahren.

„Mein Miethsmann will durchaus keinen Besuch annehmen. Als er vor sechs Wochen mit dem Olbers von Amerika ankam, miethete er eine Dachstube für einen halben Thaler wöchentlich. Der Mann mußte blutarm sein, denn er hatte Nichts als einen langen grauen Rock auf dem magern, knochendürren Leibe. Als er mir sagte, er müßte eine Zeit lang in unserer Stadt bleiben, und auf vierzehn Tage vorausbezahlte, gab ich ihm das Dachstübchen, das eine schöne Aussicht über den Hafen gewährt. Wenn man an das Fenster tritt, sieht man zwei Meilen weit —"

„Edmund John kam also arm an?" unterbrach Dorner die Redselige.

„Er kam arm an und miethete mein reizendes Dachstübchen; aber selten war er zu Hause: er ging Morgens und kam Abends. Ich habe ihn oft Tage lang nicht gesehen. Die Miethe bezahlte er pünktlich. Vor ungefähr acht Tagen verlangte er ein besseres Zimmer —"

„Frau Munkelt!" rief Edmund John mit starker Stimme die Treppe herab.

„Gleich! gleich!" antwortete erschreckt die Alte.

„Sehen Sie, jetzt commandirt er," flüsterte sie dem Rentier zu. „O, er hat Geld, viel Geld!"

„Ich ziehe aus, wenn Sie nicht auf der Stelle kommen!" rief die Stimme.

„Das wäre schrecklich! Gehen Sie, gehen Sie, mein Herr, bringen Sie mich nicht um den guten Miethsmann, die Zeiten sind zu schlecht und die Steuern und Abgaben sehr hoch."

Sie verschwand auf der Treppe. Dorner ging und kehrte in sein Hôtel zurück, darüber nachdenkend, in welcher Beziehung dieser seltsame Mann zu der Familie Ortelli stehen könne. Er zweifelte nicht daran, daß Antonie die plötzliche Umgestaltung der äußern Verhältnisse Johns bewirkt habe. Warum aber bediente sich der Mann der verschiedenen Costüme? Warum trug er falsches Haar und falschen Bart? Warum zeigte er sich Morgens als Bettler und Nachmittags als Elegant?

Dorner nahm sich vor, diese Geheimnisse um jeden Preis zu erforschen.

## V.

Der Abend war gekommen. Eine drückende Schwüle lag in den Straßen. Von Zeit zu Zeit zerriß ein Blitz die rasch eingetretene Finsterniß. Ein schweres

Gewitter zog von Mittag heran. Dorner, einen leichten Mantel tragend, eilte dem Rathskeller zu, den er mit dem Schlage neun erreichte. Die Treppe war erhellt, ebenso der ganze untere Raum, dem eine angenehme Kühle entströmte. Rechts zeigten sich die kleinen Cabinete, die den Trinkern ein stilles, lauschiges Plätzchen bieten. Dorner fand und merkte sich das Cabinet Nr. 17. Ein Kellner, mit Flaschen und Gläsern beladen, trat ihm entgegen.

„Ich suche die Gesellschaft des Herrn Roland."

„Folgen Sie mir, mein Herr!"

„Sind die übrigen Cabinete besetzt?"

„Für diesen Abend nur das eine, und zwar das große am äußersten Ende."

„Halt, mein Freund!"

„Was befiehlt der Herr?"

Dorner holte einen Thaler aus seiner Börse und zeigte ihn den Kellner. „Können Sie schweigen, Garçon?"

„Wie der Roland auf dem Markte."

„Nehmen Sie dieses Geldstück."

„Danke!"

„Ihm wird ein zweites folgen, wenn ich den Keller verlasse und Sie brav befunden habe. Verstanden?"

„Gewiß, mein Herr! Was habe ich zu thun?"

„Sie reserviren mir das Cabinet 16."

„Ah, ich verstehe!“ flüsterte lächelnd der dienende Geist. Nr. 16 wird durch eine Breterwand von Nr. 17 getrennt.“

„Also schon bestellt?“

„Gestern Abend um diese Zeit war ein bildhübscher junger Mann hier; er gab mir einen Ducaten und bestellte für heute Abend das Cabinet.“

„Punkt elf Uhr —“

„Sie wissen es? Gut. Für einen Ducaten thut man schon Etwas.“

„Ich lege ein Goldstück zu den Thalern, wenn Sie mir ein Zeichen geben, sobald zwei Personen, zwei Männer wahrscheinlich, das Cabinet betreten haben. Außer mir darf Niemand darum wissen.“

„Verlassen Sie sich darauf, mein Herr.“

„Ich halte Wort und zahle gut! Nun zu Herrn Roland, der mich geladen hat.“

Zwei Minuten später trat Dorner in ein abgelegenes Zimmer; vier junge Männer saßen um den mit Delicatessen und Wein besetzten Tisch. Unter ihnen befand sich auch Paul Münter, der Sohn des Schiffsrheders, den wir im Anfange unserer Erzählung kennen gelernt haben. Beim Wein werden rasch Bekanntschaften geschlossen — so auch hier. Dorner, obwohl älter als die übrigen Gäste, machte sich auch durch seine heitere

Laune so beliebt, daß jeder Zwang schwand. Man lachte, scherzte, aß und trank nach Herzenslust. Eduard, der den Ruf seines vaterländischen Kellers rechtfertigen wollte, ließ die kostbarsten Weine bringen. Auf den Preis kam es dem Sohne des reichen Banquiers nicht an. Zehn Uhr war vorüber, als die Gesellschaft sich in einem sehr aufgeregten Zustande befand. Dorner hatte vorsichtig getrunken, und er mußte sich die klare Besinnung bewahren, wenn das Rendezvous für ihn nicht nutzlos vorübergehen sollte.

„Herr Dorner, Rentier aus Zürich," sagte der vom Wein glühende Eduard, „Sie sind ein Landsmann der reizenden Agnes?"

„Ich bin stolz darauf, mein lieber Freund."

„Das Mädchen ist ein Engel?"

„Zugestanden!" riefen alle Gäste.

„Sie wollten mir nützlich sein, Herr Dorner."

„Zeigt sich die Gelegenheit, so halte ich als Mann mein Wort. Der alte Ortelli hat Luchsaugen, wir müssen vorsichtig verfahren, wenn unser Plan nicht scheitern soll."

„Warum sprechen Sie mit dem alten Manne nicht, der aussieht, als ob er die Gutmüthigkeit selbst wäre?"

„Ah, das ist ein kleines Geheimniß!" antwortete

Dorner lächelnd. „Aber wir werden bald mit einander verkehren."

„Agnes soll leben!" rief Eduard.

Alle stießen an, indem sie den Toast wiederholten.

„Wißt Ihr, Freunde," fuhr der junge Mann fort „warum ich Euch diesen Abend geladen habe?"

„Nein!"

„So hört!" stammelte Eduard mit schwerer Zunge. „Ich wollte mich einmal recht lustig machen, um mich selbst zu vergessen. Ein Mensch, der liebt, ist nur ein halber Mensch. Der Teufel mag ein solches Leben ertragen! Die schöne Schweizerin steht mir immer vor der Seele — selbst jetzt — es dreht sich zwar Alles im Kreise — aber ich sehe das reizende Gesicht mit den blauen Augen — Nachts träume ich von ihr — soll ich arbeiten, sehe ich mehr ihr Bild an, als das Papier. Wie seltsam — ich habe die junge Dame noch nicht einmal gesprochen — und doch beschäftigt sie mich ausschließlich. Freunde, bleibt mir Agnes unerreichbar, so mache ich es wie mein Stiefbruder."

„Was hat Dein Stiefbruder gethan?" fragte Paul Münter.

„Ich habe es zufällig erfahren."

„Erzähle, Freund, die Sache interessirt uns!"

„Und ich bin ja unter lauter guten Freunden, die

es aufrichtig mit mir meinen," lallte Eduard. „Urtheilt über die seltsame Geschichte."

Eduard leerte sein Glas in einem Zuge, dann begann er:

„Wir sind doch allein?"

„Ja!"

„Mein Bruder Bernhard, dessen ich mich kaum noch erinnere, war in ein armes, aber schönes Mädchen verliebt. Man wollte die Heirath nicht zugeben — er ging nach der Schweiz und ließ sich heimlich trauen."

„Das hat er gut gemacht!" riefen die aufgeregten Gäste.

„Herr Dorner wird Dich unterstützen," meinte Paul Münter.

„Ich bin gern gefällig, meine Herrn," versicherte der Rentier. „Für so viel Aufmerksamkeit, als Sie mir erweisen, kann man nicht dankbar genug sein. Und die reizende Agnes wird es mir nicht minder danken, wenn ich ihr einen reichen jungen Mann zuführe."

„Aber nun kommt noch Etwas!" rief der Berauschte. „Mein Stiefbruder wollte Geld haben von dem Vater — er bekam Nichts. Was that er? Er schoß sich eine Kugel durch den Kopf, als ihn die Noth packte. Diesem Beispiele werde ich einmal nicht folgen, und wenn ich mit meiner schönen Frau hungern und dursten soll. Ich

weiß nicht, ob meinem Vater die Strenge späterhin leid gewesen ist —"

„O, Freund," rief Paul, „ich habe den überspannten Bernhard noch recht gut gekannt. Wie die Sachen stehen, gehört er ja nicht einmal zu Deiner Familie. Urtheilen Sie, meine Herren: Herr Roland heirathete vor Jahren eine reiche und schöne Witwe; die Witwe bringt ihm einen Sohn zu, jenen Bernhard — der Sohn erschießt sich und die Mutter stirbt — da war Herr Roland wieder frei; er heirathet zum zweiten Mal, und aus dieser Ehe stammt unser Freund. Dein Vater wird nicht viel mehr an den Menschen denken, der ihn durchaus nicht kümmern kann."

„Wie hieß jene Witwe, die erste Frau des Herrn Roland?" fragte Dorner.

„Hagen; ihr Sohn also Bernhard Hagen."

„Und in der Schweiz hat er sich trauen lassen?"

„Ja. Ich glaube in Zürich."

Dorner verbarg seine Ueberraschung. Diese Nachrichten waren für ihn von großer Wichtigkeit. Bernhard konnte keine andere als Antonie geheirathet haben, denn sie war eine Witwe Hagen gewesen, als sie sich zu zweiter Ehe mit Emil Haiden verband. Zwischen die erste und zweite Ehe fiel die Liebe Dorner's zu Antonien.

Das Gespräch nahm bald eine andere Richtung. Einer

tumultuarischen halben Stunde folgte eine große Niedergeschlagenheit. Der Schlaf bemächtigte sich der jungen Leute; sie lagen mit den schweren Köpfen auf dem Tische. Nur Paul Münter, eine starke Natur, blieb noch wach. Dorner sah nach der Uhr — es war halb elf. Nun galt es, sich ohne Aufsehen davon zu machen. Bei der Ruhe, die nun eingetreten, hörte man über dem starken Gewölbe das dumpfe Rollen des Donners — das Gewitter entlud sich über der Stadt. Dorner zog die Glocke. Er befahl dem eintretenden Kellner, eine neue Flasche von dem ältesten zu bringen. Es geschah. Als der Kellner wieder erschien, gab er dem Gaste verstohlen ein Zeichen.

„Wachen Sie über die Schläfer," sagte Dorner, indem er aufstand.

Er verließ das Gemach. Kaum hatte er den äußern Raum betreten, als oben die Thür kreischte und eine männliche Gestalt die hohe Treppe herabschwebte. Dorner verbarg sich hinter einem großen Fasse. Der Mann ging an den Thüren vorüber und öffnete 17. Dorner schlüpfte in das anstoßende Cabinet. In dem gewaltigen Kellerraume, der von einigen Gasflammen matt beleuchtet ward, herrschte eine tiefe Stille. Wie aus weiter Ferne rollte oben der Donner dumpf und majestätisch.

# VI.

In dem Cabinete 17 befanden sich zwei Personen; der Mann, dem Dorner den Brief unter der Adresse Edmund John überbracht, und ein schöner junger Mann in eleganten Kleidern. Mit der Indiscretion, die einem Novellenschreiber erlaubt ist, führt der Verfasser den Leser in das Cabinet. In dem Augenblicke, da wir eintreten, sitzen die beiden Personen stumm neben einander; sie halten gegenseitig die Hände fest verschlungen und sehen sich mit thränenfeuchten Blicken und einer unbeschreiblichen Empfindung an. Eine Gasflamme sendet von oben herab ein helles Licht auf die Gruppe. Minuten verflossen, ehe sich die Empfindung der beiden Personen in Worten ergießen konnte.

„Bernhard, Bernhard," flüsterte eine zarte, weibliche Stimme, „das Verhängniß lastet schwer auf uns! doch verlieren wir die Zeit nicht; wir müssen uns gegenseitig erklären. Wie hast Du erfahren, daß ich in dieser Stadt bin?"

„Das Portrait unsrer Tochter, Dein Ebenbild, leitete mich auf die erste Spur. Ich sah es an dem Fenster eines Bilderladens. Ach, das sind ganz Deine Züge, Antonie, Dein Blick, Deine Haare, Deine Lippen! Noch stand ich, dem Eindrucke erliegend, den das Bild auf

mich ausgeübt, als ich Agnes selbst mit Deinem Vater in den Laden treten sah. Wäre ich auch nicht der zerlumpte Bettler gewesen, ich würde doch nicht den Muth gehabt haben, meine Tochter anzureden. Ist die Tochter hier, wird auch wohl die Mutter hier sein, dachte ich. Nun folgte ich zitternd den Beiden. Sie gingen in ein Haus auf der Promenade. Da sah ich Dich mit einem Manne auf dem Balkon — wenn ich das Schlimmste dachte, was in meiner Abwesenheit geschehen — o, Antonie, ich kann Dir ja nicht zürnen."

„Und was dachtest Du, mein armer Freund?" fragte sie unter Thränen.

„Daß Du Dir den zweiten Gatten gewählt haben könntest."

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Man hörte einige Augenblicke ein heftiges Schluchzen.

„Ist es so?" fragte Bernhard mit erstickter Stimme.

Antonie ließ die Hände sinken. Eine Leichenblässe bedeckte ihr schönes Gesicht.

„Es ist so!"

„So war meine Vorsicht doppelt gut!" murmelte in tiefem Schmerze der Mann. „Trübsale haben mich so abgehärtet, daß ich gegen das Unglück fast unempfindlich bin."

„Armer, armer Mann! ich bin nicht minder zu be-

klagen, als Du — nein, nein, mein Loos ist noch schrecklicher als Das Deine!“ fügte sie in einer Aufwallung von Bitterkeit hinzu. Guter Gott, bin ich denn eine so große Sünderin, daß Du ein so schweres Loos über mich verhängst?“

Sie warf sich an seine Brust; beide umschlangen sich mit zitternden Armen.

„Nun höre mich an,“ begann Bernhard. „Du erinnerst Dich der traurigen Lage, in der wir lebten, nachdem meine Mutter dem Banquier Roland die Hand gereicht. Das Vermögen, das sie besaß, kam nicht von meinem früh verstorbenen Vater, es war ihre Mitgift, und sie konnte demnach darüber verfügen, so lange sie lebte. Mein Stiefvater Roland, der Mittel zur Hebung seines Geschäfts brauchte, sorgte dafür, daß das Vermögen seiner Frau nicht zersplittert wurde. Wir waren so glücklich in unserer Liebe, Antonie; aber das Elend warf bittere Wermuthstropfen in den Kelch unseres Glücks. In dem Herzen meiner Mutter galt ich längst nichts mehr, sie hatte sich meiner entäußert, vielleicht weil sie mußte. Meine kaufmännischen Speculationen waren der Art, daß ich einer bedeutenden Summe bedurfte, wenn ich meine Ehre retten und einem betrügerischen Bankerott vorbeugen wollte. Ich sage betrügerisch, denn man konnte mir nachweisen, daß ich mit fremden

Capitalien speculirt hatte. Was sollte aus Dir, was sollte aus meinem Kinde werden? Ein Bruder meines Stiefvaters, der unter der Firma „Roland und Diek" ein bedeutendes Handelshaus in Hamburg hatte, war mein Hauptgläubiger, und dieser verfolgte mich mit unerbittlicher Strenge, wie ich vermuthe, auf Anlaß des Mannes meiner Mutter. Die Geschäftskrisis zu überstehen, war ein Ding der Unmöglichkeit — ich sann darauf, Dir und meinem Kinde eine Zukunft zu sichern. Um jene Zeit fiel eine Zahlung an die englische Versicherungsgesellschaft, bei der ich mein Leben mit 30,000 Thalern versichert hatte. Diese Zahlung brachte in mir einen Entschluß zur Reife; konnte ich nicht mit Ehren sterben, so sollte doch mein Tod der Familie Vortheil bringen. Niemand sollte darum wissen, selbst Deinem Vater hielt ich den Plan verborgen. Die Police befand sich in Deinen Händen. Nun galt es, in den Augen der Welt eines natürlichen Todes zu sterben. Ich wandte mich an einen armen jungen Arzt, der in New-York bei einem Spitale angestellt war. Funfzig Louisd'or machten ihn geneigt, eine rechtsgiltige Bescheinigung meines Todes auszustellen. Du weißt, daß ich in Geschäften nach Amerika gereis't war, wie jedes Jahr. Von dieser Reise kehrte ich nicht wieder zurück, Du erhieltest meinen Todtenschein."

„Ach, und ich habe Dich als todt beweint!“ rief Antonie, von tiefer Rührung ergriffen. „Wie gern hätte ich Dich begleitet, hätte alle Leiden mit Dir getheilt!“

„Nein, nein, das Leben eines Heimathlosen, eines Gebrandmarkten ist fürchterlich! Ich mag nicht an die Wirkung denken, welche die Nachricht von meinem Tode hervorgebracht hat! Roland in Hamburg muß fallit geworden sein.“

„Wie ich hörte, hat er sein Besitzthum durch den großen Brand verloren, und er selbst ist mit seinem Sohne verunglückt.“

„Nun, so ist er doch als ehrlicher Mann gestorben!“ rief Bernhard. „Dieses Unglück hat ihn ohne meine Schuld getroffen. — Da ich aus dem Buche der Lebenden gestrichen war, suchte ich mir unter dem Namen Eduard John in Amerika eine Existenz zu gründen. Das Bewußtsein, für meine Familie gesorgt zu haben, linderte meinen Schmerz, ich fand selbst einen Trost darin, daß mein Weib und mein Kind das Schicksal nicht theilten, dem ich nun anheimfiel. Ich habe Monate und Jahre verlebt, die ich nicht beschreiben kann. Endlich reichte mir das Glück die Hand. Ein Amsterdamer Handelshaus, Wiemann und Diek, errichtete in Louisiana eine Comandite; Wiemann, der dort war, stellte mich auf die Empfehlung eines deutschen Geistlichen in seinem

Comptoir an — da ich mit den dortigen Verhältnissen vertraut war, konnte ich dem Geschäfte mehr als jeder Andere nützen, ein fast beispielloses Glück kam meinen Bemühungen zu Hilfe — ich ward Procurist, man gab mir eine Tantième von dem Gewinn — jetzt bin ich ein reicher Mann! Aber ach, mir fehlte die Ruhe des Gemüths; ich wollte meinen Kummer durch die Last der Geschäfte ersticken, jemehr ich halb aus Verzweiflung unternahm, jemehr Glück hatte ich — man hielt mich für einen tüchtigen Kopf und schrieb jeden Erfolg meinem geschickten Calcül zu, während ich selbst nicht weiß, wie Alles kommt — o, hätte ich früher nur einen kleinen Theil meines gegenwärtigen Glücks gehabt, ich wäre der beneidenswertheste Mensch unter der Sonne. Aber es kommt Alles zu spät! Ich benutzte eine Geschäftsreise nach Amsterdam, um Erkundigungen über meine Familie einzuziehen und, wenn es ohne Gefahr für mich geschehen könne, denen eine Entschädigung zu geben, die durch mich verloren haben. Ich kam in diese Stadt, sah das Bild, fand meine Tochter und Dich, bat auf der Promenade um ein Almosen und händigte Dir bei dieser Gelegenheit ein Briefchen ein, das diese Unterredung bewirkt hat. So wandele ich, ein Todter unter den Lebenden, in meiner Heimath. Jetzt berichte Du, Antonie.“

„Ich werde kurz sein. Dein Tod machte großes Aufsehen — aber man glaubte daran. Ein gerichtlich bestätigtes Zeugniß durfte man nicht bezweifeln. Dreitausend Thaler. Es war dies möglich, da ich Deinen Revers besaß, der mir unbeschränkte Disposition darüber sicherte. Dieses Geld lieh ein gewisser Joseph Dorner, ein reicher Mann, der es nicht verschmähte, Geschäfte dieser Art zu machen. Als die Nachricht von Deinem Tode kam und auch Dein angebliches Testament, war die Police noch nicht wieder eingelös't. Wir wollten den Trauerfall verschweigen und das Document einlösen; leider war mein Vater außer Stande, das Geld zu schaffen — die Behörde, die uns Deine Documente eingehändigt, machte Deinen Tod officiell bekannt und bemächtigte sich der Hinterlassenschaft zu Gunsten der Gläubiger. Joseph Dorner, der Besitzer der Police, ließ sich die Versicherungssumme auszahlen. Unsere Lage war sehr traurig, Niemand hatte Mitleiden mit uns, da man allgemein annahm, wir trügen die Armuth nur zur Schau, um ein Vermögen zu retten. Ich erhob einen Proceß gegen Dorner, und forderte nach Abzug seines Darlehns die Versicherungssumme zurück, da ich das Papier nicht verkauft, sondern nur verpfändet hatte. Der Proceß dehnte sich aus, wie jeder Proceß, bei dem Summen auf dem Spiele stehen. Die Trauerzeit war

vorüber. Dorner näherte sich mir und warb endlich um meine Hand, um dem verhängnißvollen Proceß ein Ende zu machen. Ich wies ihn zurück, trotzdem ich in großer Armuth lebte. Er blieb beharrlich und wollte mir sein ganzes Vermögen zu Füßen legen. Der Mann war mir in tiefster Seele verhaßt. Der Rechtsanwalt Emil Haiden, der meinen Proceß führte, lernte mich kennen und schätzen. Da er vermögend war, bot er dem Vater seine Hilfe an, denn er zweifelte nicht an einem glücklichen Ausgange des Processes. Der brave Mann ward unsere Vorsehung. Da ich ihn schätzte, erwarb er sich bald meine Liebe, und er, der sein ganzes Glück darin fand, hielt um mich an — ich ward seine Frau mit dem redlichen, festen Vorsatze, ihn nach Kräften glücklich zu machen."

„Wie endete der Proceß?" fragte Bernhard eifrig.

„Ich mußte beschwören, daß das Papier nur versetzt war."

„Das konntest Du, Antonie?"

„Mit gutem Gewissen."

„Und dann?"

„Empfing mein Mann das Geld, das Dorner herausgeben mußte."

„Gut, recht gut!" murmelte Bernhard zufrieden.

„Damit das Capital nicht todt liege, legte es mein Mann in Actien an. In wenig Jahren hatte es sich verdoppelt und verdreifacht — heute besitzen wir ein Vermögen von dreimalhunderttausend Thalern. Und dies verdanke ich der treuen Sorge des Mannes, der Deine Stelle ersetzt. War mein Glück auch durch die Erinnerung an Dich getrübt, so lebte ich doch ruhig und sorglos — wie wird es von heute an werden? Bernhard, Du hast Dich von mir getrennt, hast Deine Herzensneigung zum Opfer gebracht, um mich und Dein Kind glücklich zu machen — das ist ein Heldenmuth, den ich Dir nie genug danken kann — aber auch Emil hat Ansprüche an meine Liebe und Treue —"

„Ich begreife Deine Lage, Antonie — Dein Herz ist getheilt —"

„Und zerrissen!" rief sie schmerzlich. „Ich möchte Euch Beide mit gleicher Liebe umfangen, ach, und ich kann, ich darf es nicht. Emil ist gut, aber eifersüchtig; erführe er, daß Du noch lebst, er würde ein Raub der Verzweiflung. Und Du, Bernhard, Du großmüthiger Mann — was wird Deine Zukunft sein? Du hängst an mir und Deinem Kinde — Du hast unserm Glücke ein großes Opfer gebracht, ein Opfer, dessen nur ein starker Mann fähig ist — Bernhard, Du kannst still um mich trauern, ich muß den Kummer verbergen, der mir

am Herzen nagt, ich darf ihn nicht einmal der Tochter mittheilen!"

„Beruhige Dich, armes Weib!" sagte fest und entschieden der erste Gatte. „Ich muß ja todt bleiben für die Welt, wenn ich nicht als ein ehrloser Betrüger gelten will. Damals bedachte ich die Folgen meines Unternehmens nicht; ich wollte ja nur Dich glücklich machen."

„Wir bleiben noch einen Monat in dieser Stadt, dann reisen wir in das Seebad."

„Antonie, ich verlange nur Eins von Dir!"

„O, fordere, fordere, mein lieber Freund!"

„Laß mich Dich zuweilen sehen und sprechen — gib mir Gelegenheit, meine Tochter zu betrachten — ich will für ewig Abschied von Euch nehmen, um jenseits des Oceans todt zu bleiben. Du bist ohne Schuld, mir aber ist es Pflicht, das zu tragen, was ich heraufbeschworen habe — ich hätte in meinem Grabe bleiben sollen! Geh! Antonie, geh', daß der Erstandene nicht Dein Glück zertrümmere."

„Wir scheiden noch nicht für immer!" rief weinend die arme Frau.

„Kannst Du mich ohne Gefahr sprechen, so benachrichtige mich — Du kennst meine Wohnung!"

Sie verließen rasch das Cabinet und den Keller. Auf dem Markte trennten sie sich nur mit einem Händedrucke.

Joseph Dorner suchte die Gesellschaft nicht wieder auf; er ging sinnend nach seinem Hôtel zurück.

## VII.

Mehrere Tage waren nach jenem Abende verflossen, der ein so wichtiges Geheimniß dem Rentier und der armen Antonie enthüllt hatte. Da trat eines Abends Emil Haiden in das Zimmer seiner Gattin, die sich mit Agnes unterhielt. Er war bleich und aufgeregt.

„Verlaß uns, mein Kind," bat er artig aber kalt das junge Mädchen.

Die verwunderte Mutter führte die Tochter in den Vorsaal, dann kehrte sie zurück.

„Emil," fragte sie, „was hast Du?"

Das schöne Weib hatte die nackten, vollen Arme gekreuzt und sah den Mann mit ängstlichen, schmachtenden Blicken an. Emil wich diesen Blicken aus, er wußte, welche Gewalt sie auf ihn ausübten.

„Ich muß fest bleiben," dachte er; „die Sirene darf mich nicht einschläfern, indem sie mir von Liebe singt."

Sie ergriff seine Hand und führte ihn zu dem Sopha.

„Immer noch Mißtrauen?" fragte sie mit den sanftesten Tönen. „O, Dir steht es an der Stirn geschrie-

ben, mein geliebter Freund, wenn Dein Herz von Kummer und Zweifel gequält wird."

„Antonie, seit wir in dieser Stadt sind, ist nicht Alles zwischen uns, wie es sein soll."

„Habe ich meine Pflichten, meine Ehre verletzt?"

„Unserer Liebe, die mein einziges Glück auf dieser Erde ausmacht, droht eine schwere Gefahr, wenn Du Geheimnisse vor mir birgst. Und Du birgst Geheimnisse — bekenne es!"

„Hast Du Dorner gesprochen?"

„Nein!"

„So ziehe ihn zur Rechenschaft."

„Er hat meinen Besuch nicht angenommen."

„Weil er feig ist, wie jeder Verleumder."

Emil Haiden sah seine Frau bestürzt an.

„So weit geht ihre Verstellung!" dachte er mit tiefem Schmerze.

„Ziehe ihn zur Rechenschaft," wiederholte sie fest „aber wahre Deine Sicherheit. Ein Mann wie Dorner ist gefährlich."

Der eifersüchtige Gatte suchte kalt zu bleiben.

„Wir leben nicht mehr nach den gewöhnlichen Gesetzen, die uns das Leben vorschreibt," sagte er mit bebenden Lippen. „Kleinliche Rücksichten, zu denen ich die Aeußerungen Dorners zähle, lasse ich außer Acht,

wenigstens für jetzt. Ich fragte Dich, ob Du in der Nacht vom Sonnabend zu dem Sonntage das Haus verlassen habest — Antonie, eine Frau glaubt das Recht zu haben, dem Manne mitunter kleine Unwahrheiten zu sagen —"

„Emil! Emil!" rief sie erbleichend.

„Es ist die nothwendige Consequenz, wenn die Erfahrung lehrt, daß die Frauen sich darin gefallen, die Freude zu verheimlichen, die sie den Männern bereiten. Antonie, bist Du in jener Nacht ausgewesen?"

„Nein!"

„Wer hat meinen Mantel getragen, der am Morgen noch naß war?"

„Wie kann ich das wissen?"

„Während ich einer Gesellschaft bei unserm Banquier beiwohnte, hast Du heimlich das Haus verlassen. Es muß sehr spät in der Nacht gewesen sein, denn ich erinnere mich, daß der Regen um zehn Uhr begann und gegen ein Uhr aufhörte. Du hast meinen Mantel schon einmal auf der Reise getragen — bekenne, Antonie, Dein Ausgehen kann ja einen sehr unschuldigen Grund haben, es kann eine Laune gewesen sein, und Launen sind das Vorrecht Deines Geschlechts. Sieh', ich spiele nicht etwa den eifersüchtigen Ehemann, ich fordere auch nicht von Dir, daß Du Dich rechtfertigen sollst; aber

sei offen, um meine gräßlichen Qualen zu enden. Der Freund, der Bruder bittet Dich, Antonie! Kannst Du ihm eine Aufklärung verweigern, die ihn vom Abgrunde des Verderbens rettet?"

Antonie zitterte am ganzen Körper, sie zitterte, weil sie die Qualen, aber auch den Edelmuth des Mannes sah, dessen Liebe zu ihr so rein, so wahr sich zeigte. Durfte sie diesen Mann belügen, dessen ganzes Herz sie kannte?

„Emil," flüsterte sie, „ja, ich bin ausgewesen!"

Der Gatte starrte die schönen Züge an, die ruhig blieben.

„Also doch!"

„Nun aber frage mich nicht weiter und schenke mir Vertrauen; verweigerst Du es mir, so wirst Du Dir später bittere Vorwürfe machen müssen. Emil, das Vertrauen ist die Tugend der Liebe. Ich will nicht verhehlen, daß ich mich nicht in der Verfassung befinde, um Dir zu antworten; aber ich bin kein falsches Weib — ich schwöre Dir, daß ich Dich treu und innig liebe!"

„Mein Gott, mein Gott!" rief der arme Mann aus. „Du forderst Vertrauen von mir, dem Manne, dem Zweifel den Glauben erschüttern und Eifersucht erregen! Bedenke wohl, ich bin nicht der Erste in Deinem Herzen — Du hast vor mir geliebt, bist die Gattin eines

Andern gewesen, ehe Du die meinige wardst. Und von mir forderst Du Vertrauen, während Du mir das Deinige entziehst? Antonie, ich will an Dich glauben, an den klaren Spiegel Deiner Augen, an Deine Stimme — aber wenn Du mich hintergehen könntest —"

„Dann verstoße mich und gib mich der Verachtung der Welt preis!"

„Alle meine Gedanken liegen klar vor Dir, und Du, Du —"

„Genug! Genug!" rief sie bestürzt. „Du darfst nicht fragen, ich darf nicht antworten. Gehe keinen Schritt weiter in diesem furchtbaren Labyrinthe. Von unserm Schweigen hängt das Glück unseres Lebens ab. O, so glaube mir doch, Emil! Du bleibst kalt bei meinen Thränen, Du starrst regungslos vor Dich nieder —"

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter reden; überwältigt von ihren Empfindungen sank sie zurück und bedeckte das in Thränen gebadete Gesicht mit dem Tuche.

Jeder Andere würde gerührt gewesen sein; Emil blieb kalt und ruhig.

„Unsere Heirath," sagte er, „erregte zu ihrer Zeit Aufsehen; ich verspottete die Vorurtheile, die man gegen eine Witwe hegt, und folgte meiner Liebe, dem Vertrauen, das ich in Dich setzte. Wie wird die Welt über meine Thorheit lachen! Der Fluch der Lächerlichkeit ist

das größte Unglück für einen Mann. O, zittere nicht vor mir, strecke Deine Lilienarme nicht flehend aus — ehe ich Hand an Dich lege, könnte ich mich tödten und Dich — Deinem Glücke überlassen!"

„Emil, was ist das?"

„Du kennst mich, ich verberge meine Gedanken nicht!"

„Du wolltest eine Sünde begehen? Ich sterbe mit Dir, Emil, ich überlebe eine Trennung von Dir nicht!"

Sie warf sich zu Boden und umklammerte seine Füße.

Emil wollte sich losmachen, wollte sie erheben.

„Nein, nein!" rief sie. „So darf diese Unterredung nicht enden. Wenn Du mich nicht mehr liebst, so will ich auch nicht mehr leben — höre mich an — willst Du Alles wissen?"

„Antonie, um Gottes Barmherzigkeit willen!"

Er zog sie zu sich empor und betrachtete das schöne, flammende und von Thränen benetzte Gesicht.

„Nun sprich, mein liebes Weib, sprich!"

Ein heißer Thränenstrom entquoll ihren Augen. Sie hing sich, wie im Fieber zitternd, an seinen Hals.

„Ich kann nicht, ich kann nicht, Emil!" rief sie schluchzend. „Barmherzigkeit, mein geliebter Mann — ich liebe Dich zu innig, um Dir ein Geheimniß zu entdecken, das Tod und Leben in sich schließt."

„Du hintergehst mich noch immer!“ rief er drohend. „Du hast jenen Dorner gesprochen, um ihn zu beschwichtigen —“

„Nein, ich schwöre es bei Gott!“

„Warum hat er mich abgewiesen?“

„Ich weiß es nicht!“

Er schob sie leise von sich.

„Dein Vater muß noch, Geschäfte wegen, in dieser Stadt bleiben; wir reisen nach Norderney.“

„Wann?“ fragte sie beruhigt.

„Der morgende Tag genügt, um alle Vorbereitungen zu treffen — übermorgen!“

Emil ging in das angrenzende Gemach, verschloß die Thür und schob den Riegel vor. Antonie schrieb rasch einige Zeilen und eilte zu Agnes, die sie im Garten traf.

„Hier ist ein Brief — besorge ihn. Die Adrsse ist geuan; nimm einen Fiaker und fahre auf der Stelle ab.“

„An Edmund John?“ fragte Agnes, nachdem sie einen Blick auf das Couvert geworfen.

„Nur in seine Hand legst Du das Papier.“

„Mutter, Dn bist so erregt — Du hast geweint! Was ist denn geschehen?“

„Agnes, mein Kind, mein liebes Kind, grüße Deinen Vater!“

„Meinen Vater?"

„Edmund John, dem Du dieses Billet überbringen sollst —"

„Mein Vater ist ja todt!"

„Er lebt; aber schweige, schweige, sonst sind wir verloren. Du bist die Einzige, die das Geheimniß kennt — erfährt es Haiden — doch genug, wir sprechen morgen mehr. Sei vorsichtig — auch der Großvater darf nicht wissen — fort, fort!"

Fünf Minuten später verließ Agnes das Haus, bestieg auf dem nächsten Platze einen Wagen und fuhr nach den Hafen. Es war noch hell genug, daß sie das auf dem Briefe bezeichnete Haus unterscheiden konnte.

Um dieselbe Zeit hatte der alte Ortelli eine geheime Unterhaltung mit dem Banquier Roland.

## VIII.

Der nächste Tag verfloß unter den Vorbereitungen zur Reise. Emil Haiden blieb kalt und verschlossen, dabei aber beobachtete er argwöhnisch seine Frau, die mit der Miene einer stillen Dulderin in ihrem Zimmer blieb. In Gegenwart Ortelli's, der die Abkürzung des Aufenthalts in B. billigte, affectirten die beiden Gatten eine Ruhe, als ob Nichts vorgefallen sei. Die Nacht

verging. Früh am nächsten Morgen nahm Antonie von ihrem Vater Abschied, der nachzukommen versprach, sobald seine Geschäfte beendet wären. Agnes blieb, wie stets seit der zweiten Heirath der Mutter, bei dem Großvater. Um acht Uhr befand sich das Ehepaar am Bord des Dampfschiffes, das gleich darauf die Fahrt nach der Insel begann. Nur wenige Passagiere waren in der ersten Kajüte; aber unter diesen befand sich ein Mann, dessen Anblick die beiden Gatten mit Schrecken erfüllte — es war Joseph Dorner, der mit höhnenden Mienen kam und ging. Er hatte von einem Domestiken, den er bestochen, die plötzliche Abreise Antoniens erfahren. Emil, der seinen Mann sogleich wiedererkannt hatte, schleuderte der armen Frau, die vor Schreck bleich geworden, einen Blick voll tiefer Verachtung zu. Dorner umkreis'te ihn wie ein Geier seine Beute. Die ersten Stunden verflossen ruhig; jede der drei Personen suchte ihre Gemüthserregung so viel als möglich zu verbergen. An Emils Herzen nagten Eifersucht und Schmerz über die Täuschung, denn er hielt die Anwesenheit des Rivalen nicht für ein Werk des Zufalls. In Dorner kochte der Groll; er wollte seine Rache kühlen, und leider war er im Besitze eines schrecklichen Mittels zu diesem Zwecke.

Gegen Abend verspürte man die Bewegung des Mee-

res. Antonie, die den ganzen Tag in der eleganten Kajüte verbracht, bat ihren Mann, er möge sie auf das Verdeck führen. Emil war galant, er bot der Dame den Arm und ging mit ihr an Dorner vorüber, der wie ein Satyr lächelte, auf das Verdeck. Der Abend war schön und ruhig; der Anblick des Meeres, den Antonie zum ersten Male genoß, verscheuchte ihr auf Augenblicke die trüben Gedanken. Sie ließ sich auf einem Sessel nieder und starrte in die vom Abendrothe glühenden Fluthen. Emil ging auf und ab.

Plötzlich trat Dorner zu ihr. Mit einer an Unverschämtheit grenzenden Keckheit redete er sie laut an:

„Sehen Sie jenen Bettler, Madame? er nimmt sich vortrefflich aus in dieser Umgebung!“

Antonie schrak zusammen; dort stand der hagere Mann wenige Schritte von ihr an der Galerie. Das war derselbe Bettler, dem sie in der Promenade ein Almosen geschenkt. Der lange graue Rock schloß sich dicht dem mageren Halse an. Die breite, herabhängende Krämpe des gedrückten Hutes ließ nur das Profil des bleichen Gesichts erkennen. Niemand kümmerte sich um den armen Mann, der schon den ganzen Tag an demselben Orte wie ein stummes Bild des Grams gestanden hatte.

Der Ton, in welchem Dorner seine Worte gesprochen,

verrieth nur zu deutlich, daß er das schreckliche Geheimniß kannte. Antonie fühlte sich einer Ohnmacht nahe, als sie bemerkte, daß Emil diese Annäherung nicht entgangen war.

„Was ist Dir, Antonie?" fragte kalt der Gatte.

„Führe mich in die Kajüte zurück," bat sie; ich bin krank."

„Bleiben Sie, bleiben Sie, Madame!" rief Dorner. „Die frische Luft mildert die Seekrankheit, die sich nun einstellt."

„Herr Dorner, ich bedarf Ihres Rathes nicht!" rief Antonie, die sich schwankend erhoben hatte.

„Wozu dieses Schauspiel?" fragte der von Eifersucht verblendete Emil. „Führen Sie die Dame, Herr Dorner; sie wird wohl auf Ihren Beistand gerechnet haben."

„Mein Beistand scheint überflüssig, wenn zwei angetraute Gatten vorhanden sind."

„Elender!" rief der Bettler, der bestürzt aus seinen Träumen erwacht war.

„Sie sehen, Herr Bernhard Hagen, dessen Tod die Assecuranz Ihnen bezahlt hat, kennt seine Pflicht. Schade, daß er kein besseres Costüm gewählt hat. In der Nacht des verflossenen Sonnabends nahm er sich besser aus."

Emil war seiner Sinne kaum noch mächtig; er

starrte mit weit aufgerissenen Augen den grauen Mann an, dessen seltsamer Erscheinung in den Promenaden der Stadt er sich nun erinnerte.

Der Bettler hatte mit unbeschreiblichen Blicken die bleiche, zitternde Frau angesehen. Plötzlich hob er sein Haupt empor.

„Herr Haiden," sagte er fest, „ich bin der beklagenswerthe Bernhard Hagen, ich bin der Mann, dessen Tod man bezahlt hat — messen Sie Ihrer Gattin, die am schwersten vom Schicksale betroffen ist, keine Schuld bei, sie ist Ihnen in treuer Liebe und Achtung ergeben. Wenn sie mir eine Unterredung gestattete, so leitete sie dabei die Besorgniß um Ihre Ruhe. Die Bosheit Dorner's hat mich zum Mittel gewählt, Ihr Glück zu zerstören — aber ich kenne meine Pflicht. Capitain," wandte er sich zu dem Führer des Schiffs, der näher getreten war, „Capitain, nehmen Sie mein Taschenbuch. Der Inhalt desselben wird Ihnen sagen, was Sie damit thun sollen. Antonie, ich weiß, daß Du Emil mehr liebst, als Bernhard, der zu feig war, mit Dir durch das Leben zu gehen. Halten Sie Ihre Gattin werth, Herr Haiden! Niemand, selbst das Gesetz nicht, wird sie Ihnen streitig machen."

Er trat zurück und verschwand zwischen den Passagieren, die auf und ab gingen.

Noch stand die Gruppe der Zurückgebliebenen bestürzt da, als die Stimme eines Matrosen rief:

„Ein Mensch im Meere! zu Hilfe!“

Antonie brach zusammen.

Auf dem Hintertheile des Schiffs liefen die Matrosen zusammen. Man sah einen grauen Körper in der Furche schwimmen, die der Kiel des Schiffs in der leuchtenden Fluth zog. ~~Einer~~ tauchte noch einmal auf — dann verschwand er für immer. Rettung war unmöglich.

Man brachte die ohnmächtige Antonie in die Kajüte. Der Dampfer setzte seinen Weg ruhig fort und erreichte einige Stunden später die Insel.

---

Im Anfange des September treffen wir alle uns bekannte Personen, mit Ausnahme Dorner's, im Hause des Banquiers Roland. Ortelli und Agnes hatten die Stadt nicht verlassen. Man feierte still die Verlobung Eduard's mit Agnes. Es war dies das Ergebniß einer Unterredung, die Ortelli mit dem Banquier gehabt, einer Unterredung, die zwischen den beiden Männern Geheimniß geblieben. Agnes' Mitgift bestand aus einem Vermögen von achtzigtausend Dollars, die der graue Mann am Abend vor seiner Abreise in guten Papieren Herrn Ortelli überliefert hatte. Die ganze Familie blieb in B.

Emil Haiden, der nun volle Aufklärung erhalten, zeigte kein Mißtrauen mehr, und Antonie verzieh ihm gerne die Kränkung, die er ihr aus Eifersucht zugefügt. Beide betrauerten den unglücklichen Bernhard, dem sie trotz seiner Verirrung ihre Achtung nicht versagen konnten.

Noch jetzt sieht man jeden Nachmittag einen alten Herrn in dem Café turc; er sitzt allein, wie sonst, und lies't Zeitungen. Es ist Herr Ortelli, dessen letzte Lebenstage durch das Glück seiner Kinder und Enkel erheitert werden.

---

# Eine Mutter.

# I.

An einem trüben Herbsttage Morgens acht Uhr fünf Minuten ward in Braunschweig der Schnellzug expedirt. Das erste Zeichen zur Abfahrt war bereits gegeben und der größte Theil der Reisenden hatte die Wagen bestiegen. Da erschien auf dem Perron ein alter Herr in einem kostbaren Pelze, dem ein Bediente in amaranthfarbener Livree voranging. Herr und Diener hatten graue Haare, sie schienen in einem Alter zu stehen und unterschieden sich nur durch die Kleidung und durch die Körperconstitution. Der Herr war klein und dick, der Diener lang und hager.

„Erste Wagenklasse!" rief der Diener dem Schaffner zu.

„Hier!"

Der Schaffner öffnete ein Coupé. Mit Hilfe seines Dieners stieg der Herr im Pelze ein, und warf sich behaglich in die gepolsterte Ecke.

„Meine Cigarren, Lorenz!"

„Hier, Herr Senator!"

Lorenz überreichte seinem Herrn ein Etui, dem die Reichhaltigkeit des Inhalts anzusehen war. Während der Senator sich eine Cigarre anzündete, präsentirte Lorenz dem Schaffner das Billet.

„Lorenz!" ertönte der Baß des Reisenden. „Auf der nächsten Station, wo länger als fünf Minuten angehalten wird, bringst Du mir ein Glas Madeira!"

„Sehr wohl, Herr Senator!"

„Jetzt nimm Deinen Platz ein, und hüte Dich vor Erkältung!"

„Zu dienen, Herr Senator!"

Lorenz entfernte sich. In dem Augenblicke, als der Schaffner die Thür des Coupé's schließen wollte, erschien eine Frau, die hastig fragte:

„Erste Klasse?"

„Hier!"

Die Frau wandte sich zu einer Dame, die ihr auf dem Fuße folgte.

„Steigen Sie gefälligst ein, Frau Landdrostin!"

Die Frau Landdrostin war völlig in schwarzen Atlas gekleidet; sie trug ein Atlascapuchon mit schwarzem Schleier und einen reichen mit Zobel verbrämten Atlasmantel von derselben Farbe. Ihre Gestalt und Haltung waren

graziös, aristokratisch; ihr Gesicht ließ sich nicht erkennen, da der Schleier es dicht verhüllte. Sie trat an den Wagen, dessen Thür man wieder geöffnet hatte.

„Schon besetzt!" rief sie in einem Tone aus, der mehr Schrecken als Ueberraschung verrieth.

„Ein Coupé erster Klasse enthält zwei Plätze, Madame!" antwortete artig der Schaffner.

„Weisen Sie mir einen andern Waggon an, mein lieber Freund!"

„Es thut mir leid, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann."

„Warum? Warum?"

„Weil ein Waggon völlig besetzt sein muß, ehe ich einen zweiten öffnen darf. Ich bitte, beeilen Sie sich!" sagte dringend der Schaffner, der in diesem Augenblicke das letzte Glockenzeichen und das schrillende Pfeifen der Locomotive hörte. „Ihr Billet?"

„Wenden Sie sich an meine Kammerfrau!" antwortete stolz die Dame, indem sie einstieg.

Die Thür schloß sich hinter ihr. Die Kammerfrau präsentirte dem Schaffner zwei Fahrbillets, die er coupirte.

„Sie wollen auch mitfahren?" fragte er.

„Zweiter Klasse!"

„So nehmen Sie rasch Platz, wenn Sie nicht zurückbleiben wollen!"

Der Schaffner riß hastig den nächsten Wagen auf, und schob die korpulente Zofe, die fest in einen grünen Tuchmantel gewickelt war, hinein. Lorenz, der sich zufällig in dem Wagen befand, streckte dienstwillig die Arme aus, und nahm seine Reisegefährtin in Empfang. In demselben Augenblicke setzte sich der Zug in Bewegung. Es war ein Schnellzug — wir sagen daher nichts über die geflügelte Eile desselben. Von den zehn Wagen, aus denen dieser Zug bestand, haben nur zwei Interesse für uns: es ist der erster Klasse, in dem die Herrschaft Platz genommen, und der zweiter Klasse, in dem sich die Dienerschaft befindet. Der letztere folgte unmittelbar dem erstern.

Der Senator Beck, ein ruhiger Charakter, den Kleinigkeiten nicht zu erschüttern vermochten, lag unbeweglich in seinem gepolsterten Sitze und rauchte seine Havanna, mit dem hohen Genusse den die erste Morgencigarre dem leidenschaftlichen Raucher gewährt. Er würde ohne Zweifel der Dame, welche die Kammerzofe Frau Landdrostin titulirt, höflich gedankt haben, wenn diese ihn gegrüßt hätte; aber da sie schweigend und, wie es schien, erbittert über die zufällige Gesellschaft, eingestiegen war und so weit als möglich von ihm sich niedergelassen hatte, so hielt er es für überflüssig, sich der gewöhnlichen Höflichkeit gegen fremde Damen zu befleißigen,

und verblieb als behäbiger Senator ruhig in seiner Ecke. Um seine Gleichgiltigkeit noch mehr zu entschuldigen, fügen wir hinzu, daß der Senator, obgleich er schon fünfundfünfzig Jahre zählte, noch Garçon war, und daß er den Frauen nie einen Vorzug vor den Männern eingeräumt hatte. Der arme Mann! Er war Anachoret inmitten eines civilisirten Volks und hatte keine Ahnung von den süßesten Freuden dieser Welt. Sein Leben war in der freien Stadt Bremen unter Essen, Trinken und Rauchen verflossen. Uebrigens kleidete er sich mit Hülfe seines Lorenz sehr geschmackvoll, war ein wohlunterrichteter Mann — eigentlich Kaufmann, denn er gehörte nicht zu den studirtrn Senatoren — hatte eine schöne, breite Figur, eine gerade, offene Stirn, spärliche graue Haare und einen feinen Anflug von der Röthe, die man die Weinröthe nennt. Wäre er verheirathet gewesen, so hätte man ihn den Typus der Patrizier nennen können, die 1630 den letzten Hansetag in Lübeck beschickten, und die Rose in dem Rathskeller zu Bremen pflanzten.

Der Senator hatte viel zu denken, so daß er schon nach zehn Minuten seine Begleiterin, die sich durch keine Bewegung bemerkbar machte, vergessen hatte; er war nur mit sich und seiner Cigarre beschäftigt. Den Charakter der Gegenstände, über die er nachdachte, konnte

man aus seinen Mienen schließen: bald lächelte er wie ein Stillvergnügter, der den Himmel in seiner Brust findet; bald kniff er die Lippen zusammen wie ein Mensch, dem ein treffender Witz das Zwerchfell erschüttert, aber der sich schämt, laut darüber zu lachen — dann wieder schüttelte er ernst das Haupt, bewegte die Lippen, als ob er eine gewichtige Rede hielte, legte die Stirn in Falten oder machte mit der Hand, welche die Cigarre hielt, eine entscheidende gebieterische Bewegung. Dabei hatte sich nach einer Viertelstunde der elegante Wagen dergestalt mit Tabaksrauch gefüllt, daß die Frau Landdrostin, die an eine solche Atmosphäre nicht gewöhnt war, erst zu hüsteln, dann laut zu husten begann. Aber der Herr Senator hörte dieses Avertissement nicht, das jedem fühlenden Manne ein Befehl gewesen sein würde. Er dachte, lächelte, lachte, zürnte und rauchte fort.

Die Landdrostin, die immer noch ihren Schleier nicht gelüftet hatte, versuchte mit ihren kleinen, behandschuhten Händen ein Fenster zu öffnen — es war umsonst, ihre Kraft reichte nicht aus. Sie hielt ihr feines Batisttuch mit brüsseler Spitzen über dem Schleier vor den Mund — aber auch dieses Mittel schützte nicht vor dem sich stets mehrenden Ambradufte der Havanna.

„Mein Gott,“ seufzte sie, „das wird zu arg!“

Es schien, als ob ihr Stolz verschmähete, das zu

fordern, was die Höflichkeit gebot. Vielleicht auch hielt sie es unter ihrer Würde, mit dem octroyirten Begleiter ein Gespräch anzuknüpfen, und die Bitte um Einstellung des Rauchens mußte nothwendig zu einer Anknüpfung werden, da sie eine Gefälligkeit in sich schloß.

Plötzlich hielt der Zug an, und die Stimme des Conducteurs rief: „Wolfenbüttel! Zwei Minuten!"

Nach einer Minute ward die Thür des Coupé's geöffnet und Lorenz erschien mit einem Krystallglase, in welchem der Madeira funkelte, den der Senator bestellt hatte. Der Senator führte Wein aus seinem eigenen Keller mit sich. Während die Landdrostin die frische Luft einsog, schlürfte der Senator den Madeira. Der Weingeruch am frühen Morgen machte die Dame schaudern; sie wollte mit dem Schaffner sprechen; dieser aber zeigte sich nur wie eine flüchtige Erscheinung, er schloß rasch die Thür und verschwand von den trüb angelaufenen Fenstern. Der Schnellzug raste weiter.

Halb ohnmächtig vor Zorn und Ekel sank die Dame in die Kissen zurück; sie mußte sich der Gefangenschaft von Neuem unterwerfen. Der furchtbare Begleiter verblieb in seiner unerschütterlichen Ruhe, in seinem eisigen Schweigen. Jetzt, wo er nach Wein roch, hätte die Landdrostin sich um keinen Preis mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Unter solchen Umständen wurden die

Minuten zu Stunden. Je mehr Rauchwolken dem Munde des Reisenden entströmten, je peinlicher ward die Lage der armen zartnervigen Frau, die bedauerte, nicht ein Coupé für sich allein genommen zu haben.

Die Luft in dem engen, geschlossenen Raume war nach kurzer Zeit so dicht, daß die Landdrostin fast erstickte. Sie warf den Schleier zurück, und sah durch das Fenster, indem sie ihrem Begleiter den Rücken zuwandte. Aber die Luft ward dadurch nicht reiner.

„Mein Herr, mein Herr,“ rief sie endlich, „ich muß Sie bitten, das Rauchen einzustellen!“

Der denkende Senator erinnerte sich jetzt, daß er nicht allein war; er wandte sich und sah in das exaltirte Gesicht seiner Begleiterin. Dieses Gesicht gehörte zwar einer Frau von vielleicht fünfzig Jahren an, aber es trug noch die unerkennbaren Spuren einer zarten, pikanten Schönheit. Der Hut drückte einige braune Locken an die Schläfe; das große dunkle Auge war noch glänzend, der Mund zeigte weiße Zähne, über dem Munde spielte der leichte Schatten eines Bärtchens, und an der linken Wange befand sich ein kleiner Leberfleck, der ihr ihr im achtzehnten oder zwanzigsten Jahre zum Entzücken schön gestanden haben mußte. Die Brauen waren stark und schwarz; der Teint war zart weiß, und

die kleine, sanft gebogene Adlernase verlieh der Physiognomie einen imponirenden Adel.

„Madame," antwortete sehr artig der Senator, „ich bedaure, daß Sie mich nicht früher auf ein Versehen aufmerksam gemacht haben, das Ihnen, wie ich begreife, sehr unangenehm sein muß. Ich bin zwar ein leidenschaftlicher Raucher, aber ich bringe gern ein Opfer, um mich Ihnen gefällig zu zeigen."

Nach diesen Worten öffnete er ein Fenster, warf die brennende Cigarre hinaus, nnd wollte das Fenster wieder schließen.

„Bitte," sagte rasch die Dame, „lassen Sie offen!"

„Mit Vergnügen!" antwortete ruhig der Reisende, indem er das Fenster befestigte.

Eine blaue Rauchwolke zog aus dem Wagen in die frische Morgenluft hinaus. Die Landdrostin nahm ihr weißes Tuch, und beschleunigte durch Wehen den Abzug dieser Wolke.

„Puah!" rief sie mit aristokratischem Widerwillen, indem sie wie erschöpft in den Sitz zurücksank.

Das Benehmen der Dame, so großer Artigkeit gegenüber, berührte den Senator unangenehm, denn er besaß eben so viel Patrizierstolz, als Ruhe und Gelassenheit. Der Gedanke, daß sie ihn für weniger halten könne, als er war, bestimmte ihn, der ohne Zweifel sehr

vornehmen Dame durch ein Gespräch seine Ebenbürtigkeit zu beweisen.

„Das Reisen," begann er, „hat stets seine Unannehmlichkeiten, und zu den größten derselben rechne ich die Unterbrechung der alltäglichen Gewohnheiten, die in der Heimath das Leben angenehm machen."

„Warum bleiben Sie denn nicht zu Hause?" fragte spöttisch die Dame, die keine Lust hatte, sich mit dem ihr verhaßt gewordenen Manne in ein Gespräch einzulassen.

„Das ist ja eine malitiöse Person!" dachte der Senator.

„Nun wird er wohl schweigen!" dachte die Landdrostin.

Aber sie täuschte sich, denn der Senator Beck war nicht der Mann, der aus Höflichkeit schwieg, wenn ihn eine Frau beleidigte, und vorzüglich eine alte Frau.

„Madame," sagte er lächelnd, „dieselbe Frage könnte ich an Sie richten."

„Warum?"

„Weil Sie in Ihrem Zimmer fordern können, was man Ihnen auf der Reise, wenn Sie nicht in einem eigenen Wagen fahren, aus Delikatesse gewährt."

„Sie provociren meinen Dank?" fragte sie höhnend.

„Nein, Madame; wohl aber glaubt ich, daß Sie

einem höflichen Manne gegenüber die Gesetze des Anstandes nicht verletzen würden."

„Ich richte mein Betragen nach dem Ihrigen ein."

„Wie Schade, daß Sie eine Frau sind!" rief der Senator.

„Warum?"

„Weil ich Ihnen sonst eine meiner Havanna-Cigarren angeboten haben würde."

„Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß wir uns hier nicht in einem Kaffeehause befinden!" rief die Landdrostin entrüstet.

„Die Kaffeehäuser, Madame, scheinen Ihnen nicht fremd zu sein, da Sie die Gewohnheiten derselben kennen! Mir sind sie bis zu diesem Augenblicke fremd."

„Mein Gott, wohin bin ich gerathen!" rief die Dame.

„Schöppenstedt!" rief draußen der Schaffner. „Zwei Minuten!"

Der Zug hielt. Gleich darauf ward die Thür geöffnet und Lorenz erschien, um nach den Befehlen seines Herrn zu fragen. Unter dem Arme trug er die Madeiraflasche, und in der Hand das Krystallglas. Die Landdrostin hatte verachtend den Kopf abgewendet, um die Trinkscene nicht zu sehen; sie beobachtete durch das Fenster die gegenüberliegenden Häuser.

„Lorenz, in welchem Wagen fährst Du?" flüsterte der Herr.

„In dem nächsten hinter dem Ihrigen!" antwortete der Diener.

„Meine Begleiterin kann das Rauchen nicht vertragen, und Du weißt, daß ich ohne zu rauchen nicht reisen kann. Du bist kein Raucher, wechseln wir die Plätze.

Der Senator stieg aus, Lorenz stieg ein, ohne ein Wort zu entgegnen. In demselben Augenblicke schloß der Schaffner eilig die Thür. Der Senator hatte kaum noch so viel Zeit, um den folgenden Wagen zu besteigen in dem er sich mit der Kammerfrau der Landdrostin allein befand. Die Glocke gab das Zeichen, und der Zug setzte sich in Bewegung.

„Wo ist der Conducteur?" fragte sich plötzlich die Landdrostin, die einen Entschluß gefaßt hatte. „Conducteur!" rief sie, indem sie sich umwandte.

„Sie werden ihn nicht mehr sprechen können, Madame, da der Zug bereits im Gange ist!" antwortete ehrerbietig eine sanfte Stimme.

„Himmel, was ist das?"

„Es ist zu spät, Madame! Sie müssen sich bis zur nächsten Station gedulden."

Die Dame starrte den langen Lorenz in seiner amaranth=

farbenen Livree an. Noch immer hielt er das Glas in der Hand und die Flasche unter dem Arme.

„Wer ist Er, mein Freund?"

Lorenz lächelte mit seinem devotesten Lächeln.

„Ich bin kein Raucher, liebe Madame; beruhigen Sie sich nur!" antwortete er. „Mein Herr will Ihnen nicht lästig fallen, und darum hat er mit mir den Platz gewechselt."

„Das ist zu arg," flüsterte erbleichend die Dame. „Diese Impertinenz! Ein Livreebediente sitzt mit mir in einem Coupé! Mir schwindet die Besinnung!"

Sie zog ein kleines goldenes Flacon hervor, und hielt es unter die Nase. Lorenz, ein guter, gemüthvoller Mensch, ahnte die Bedeutung nicht, welche die Dame seinem Erscheinen unterlegte; eben so wenig hatte er einen Begriff von ihrem Charakter.

„Madame," sagte er mitleidig, „Ihnen ist unwohl — darf ich Ihnen von diesem echten Madeira ein Gläschen anbieten? Er erwärmt den Magen und bringt das Blut in Wallung."

Die Frau Landdrostin sah ihn mit einem durchbohrenden Blicke an; ihre Gesichtsmuskeln zuckten und ihre Lippen bebten. Sie war in tiefster Seele verletzt — der Herr hatte ihr Cigarren angeboten, und nun bot ihr der amaranthfarbene Bediente Madeira.

„Mein Freund," sagte sie stolz, „ich bin gewohnt zu befehlen, wenn ich bedient sein will! Werfe Er augenblicklich die Flasche und das Glas, deren Anblick mir Ekel bereitet, durch das Fenster!"

„Verzeihung, Madame!" stammelte der bestürzte Lorenz.

„Nehme Er den Hut ab!" fuhr die erbitterte Landdrostin fort.

Lorenz setzte seinen betreßten Hut auf den Boden.

„Und nun entferne Er die Flasche!"

„Nein, Madame, ich werde das Frühstück meines Herrn, der nur Wein aus seinem Keller trinkt, nicht entfernen," antwortete fest der treue Diener. „Außerdem begreife ich nicht, warum Sie so erbittert gegen mich sind, da ich es doch gut mit Ihnen meine. Sie brauchen sich nicht zu geniren, aus dem Glase meines Herrn zu trinken — wenn Sie wüßten, wer er wäre — —"

„Ich will es nicht wissen. Und nun schweige Er!"

Der arme Lorenz saß wie eine Statue da. In diesem Tone hatte sein Herr, obgleich er ihm schon dreißig Jahre diente, noch nie mit ihm gesprochen. Lorenz hing mit einer unerschütterlichen Ergebenheit an seinem Herrn, und der Senator schätzte den Diener, wie ein altes liebgewordenes Möbel. Der gute Alte fühlte sich tief verletzt, zumal da er keinem Anlaß zu dieser Behandlung gegeben hatte.

„Die Frau muß närrisch sein!" dachte er. „Ich will schweigen, so lange ich kann; aber wenn sie es mir zu arg macht, werde ich ihr deutlich zu erkennen geben, daß sie mich sehr wenig kümmert. Ich freue mich, so oft ich eine Frau kennen lerne, daß mein Herr nicht verheirathet ist. Ich will lieber ein halbes Dutzend Männer, als eine Frau bedienen."

Lorenz hatte sich über seine Begleiterin weiter nicht zu beklagen, denn sie verschmähete es, ihn auch nur eines Blickes zu würdigen; Glas und Flasche auf dem Schooße, dachte er über das angeregte Thema so lange nach, bis er einschlief. Die Landdrostin wurde erst dann aufmerksam auf diesen Zustand größter Ruhe ihres Nachbars, als er ihn durch ein lautes Schnarchen verrieth.

„Mein Gott," flüsterte sie, „soll ich denn das Ziel meiner Reise nicht erreichen, wollen mich denn diese Menschen tödten? Welch' ein widerwärtiges gemeines Geräusch! Vorhin hätte ich mir Mund und Nase zustopfen mögen, jetzt wäre es nöthig, daß ich mir die Ohren verstopfte. Selbst die erste Klasse unserer Staatseisenbahnwagen schützt vor der Berührung des Pöbels nicht — ich werde bei meiner Rückkehr diesen beklagenswerthen Mangel höchsten Orts zur Sprache bringen."

Das graue, halb kahle Haupt des alten Lorenz hatte sich auf die Brust herabgesenkt; dadurch ward sein Ath=

men so geräuschvoll, daß es wirklich stärkere Nerven, als die der Frau Landdrostin, unangenehm berühren mußte. „Bediente, Bediente!“ rief sie mehr als einmal. Aber der Bediente war so fest von Morpheus' Armen umschlungen, daß Worte ihn nicht zu befreien vermochten. Es gab kein anderes Mittel, dem entsetzlichen Concerte ein Ende zu machen, als die Berührung. Aber womit sollte sie ihn berühren — mit der Hand? Nein, das konnte sie nicht über sich gewinnnn! Noch überlegte die aristokratische Dame, und sie dachte eben an einen derben Fußtritt, als das Pfeifen der Maschine und die langsamere Bewegung des Zuges eine Station ankündigten. Gott sei Dank, hier konnte sie die Folterqualen enden. Kaum stand der Zug, als sie an das Fenster klopfte, und nach dem Schaffner rief. Aber der gute Mann, der einzige Retter aus der Noth, war nicht zu sehen, denn er entließ die Passagiere, deren Ziel Oschersleben, die gegenwärtige Station, war. Statt seiner zeigte sich Susanne, die Kammerfrau, auf dem Perron. Die Herrin gab der Dienerin durch Zeichen ihren lebhaften Wunsch zu erkennen. Susanne verschwand, um den säumigen Beamten an seine Pflicht zu erinnern. Während dieser Zeit betrachtete die Landdrostin den Bedienten; er schlief und schnarchte fort. Vier Minuten verflossen. Da endlich erschien Susanne mit dem Schaff-

ner und die Thüre des Gefängnisses ward geöffnet. Die Reisende stieg aus.

„Madame, der Zug fährt im Augenblicke weiter! Ich bitte, behalten Sie Ihren Platz.“

„Unmöglich!“

„Susanne, wo ist Dein Wagen?“ fragte die Dame, die sich nicht entschließen konnte, in der Gesellschaft des schlafenden Bedienten weiter zu reisen.

„Dort,“ sagte Susanne, indem sie auf den nächsten Wagen deutete, dessen Thüre offen stand.

Die Maschine stieß einen gellenden Schrei aus.

„Ich muß schließen, meine Damen!“ rief der Schaffner, indem er die Thüre des Coupés erster Klasse ergriff.

Der Landdrostin blieb nichts übrig, als dem Beispiele des Senators zu folgen.

„Susanne, nimm meinen Platz, ich werde den Deinigen nehmen!“ rief sie, getrieben von dem Drange der Umstände.

Die bebende Zofe führte den Befehl aus, und der Schaffner schloß die Thür. In diesem Augenblick bewegte sich die Wagenreihe.

„Schnell, Madame, schnell, oder Sie müssen zurückbleiben!“

Der Schaffner hob die Dame in den folgenden

Wagen und schloß hastig die Thüre hinter ihr. Der Schnellzug braus'te davon. Halb ohnmächtig war die Landdrostin in den Sitz gesunken, denn sie hatte den furchtbaren Raucher beim Einsteigen erblickt, den einzigen Passagier im Coupé. Die arme Frau war aus dem Regen in die Traufe gekommen. Der Senator konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, denn er billigte das Mißgeschick der edeln, stolzen Frau, die ihn in seiner Würde gekränkt hatte. Er war nicht rachsüchtig; aber diese kleine, von dem Zufalle gefügte Züchtigung machte ihm Vergnügen. Nachdem er noch einige lange Züge gethan, öffnete er lächelnd das Fenster und warf zum zweiten Male seine Cigarre hinaus. Dann wickelte er sich in seinen Pelz, legte sich zurück, und schloß die Augen.

Diese Höflichkeit und diese Verachtung machten ihn der Landdrostin noch verhaßter, als er ihr bereits war. Sie fühlte das Lächerliche ihrer Situation, und eine Frau, sie sei jung oder alt, kann dem Manne nie verzeihen, der sie lächerlich gemacht hat. Die beiden Passagiere wechselten kein Wort, keinen Blick. Nach einer Stunde kamen sie in Magdeburg an; hier trennten sie sich als die erbittertsten Feinde, jeder war froh, von der lästigen Gesellschaft des Andern befreit zu sein. Sie ahnten nicht, daß sie einander sehr nahe standen, und daß sie sich unter ernsten Umständen bald wiedersehen würden.

## II.

Die Scene, die der Verfasser jetzt mittheilen wird, empfiehlt er der besondern Nachsicht der freundlichen Leserinnen seiner Novellen. Er befindet sich in einer ähnlichen Lage wie der Senator Beck der Landdrostin gegenüber, das heißt, er wird von den Umständen gezwungen, die Galanterie ein wenig aus den Augen zu lassen, um so wahr als möglich zu schildern, ein Bestreben, dessen er sich nicht entäußern darf, wenn er vor dem Richterstuhle der Kritik einigermaßen Gnade finden will. Um der Verzeihung der Leserinnen desto sicherer zu sein, fügt er noch hinzu, daß er mit den Augen des Hypochonders sieht, eines Menschen, der Alles in einer grauen Färbung erblickt.

Um dieselbe Zeit, als sich die beiden Reisenden in Magdeburg trennten, befanden sich in Leipzig zwei junge Damen in dem Salon eines eleganten Hauses, das an einem der belebtesten Plätze steht. Die eine von ihnen, eine bleiche, zarte Schönheit, stand in vollständiger Toilette am Fenster, und sah sinnend durch die großen Spiegelscheiben auf den belebten Platz hinaus. Sie trug eine Mantille von schwarzem Sammet und einen braunen Atlashut mit weißen Straußfedern. Die zweite Dame, eine blendende, üppige Schönheit, stand noch vor

dem Spiegel und ordnete die schwarzen Locken unter dem prachtvollen weißen Hute; hinter ihr stand das Kammermädchen, den seidenen Mantel bereit haltend.

„Ist der Wagen schon da?" fragte sie, ohne die Blicke von dem Spiegel abzuwenden, der das reizende Gesicht der vierundzwanzigjährigen Frau zurückgab.

„So eben fährt er vor," antwortete die Dame am Fenster.

„Den Mantel, Sophie!"

Das Kammermädchen legte behutsam den eleganten Mantel um die schwellenden Schultern der Herrin. Dann entfernte es sich.

„Schon wieder sind Sie in das unglückselige Sinnen versunken, das ich nicht verbannen kann! Wilhelmine, fast möchte ich Ihnen zürnen."

Wilhelmine trat von dem Fenster zurück. Ein schmerzliches Lächeln verbreitete sich über ihr bleiches, ausdrucksvolles Gesicht, als sie die Hand der Freundin ergriff und antwortete:

„Sie haben Recht, Elise! Halten Sie mich für eine Thörin, aber zürnen Sie mir nicht. Sie wissen, daß Ihre Freundschaft mir unentbehrlich geworden ist, wie die Luft, die ich athme. Ich begreife, daß Ihnen meine Besuche oft lästig werden müssen."

„Liebe Freundin, ich behaupte, daß ich schlimmer daran

bin, als Sie!" sagte Elise mit erzwungener Heiterkeit. „Mein Mann ist eifersüchtig wie der Mohr von Venedig, er bewacht jeden meiner Tritte und Schritte, und nur wenn ich in Ihrer Gesellschaft bin, stellt er seine kränkenden Beobachtungen ein — muß ich mich nicht glücklich preisen, wenn Sie mich ohne Ihren Mann besuchen? Opfern Sie mir nicht einen Theil der kostbaren Zeit, die Sie der Liebe widmen könnten?"

„Glauben Sie mir, ich fühle das Bedürfniß, mich auch der Freundschaft zu erfreuen und wiederhole Ihnen, daß ich trotz der zärtlichen Liebe meines Mannes große Sorgen habe."

„Ach, es hat ein Jeder in dieser Welt sein Kreuz zu tragen!" seufzte Elise. „Wir sprechen morgen oder übermorgen mehr über dieses Kapitel — jetzt folgen Sie mir, daß ich Sie in die Gemäldegallerie führe, Sie kennen dann alle Sehenswürdigkeiten unserer guten Stadt. Vergessen wir auf eine Stunde das Hauskreuz, das die Liebe bereitet."

Wilhelmine seufzte lächelnd; dann küßte sie die Stirn der Freundin, als ob sie ihr für diesen Entschluß danken wollte. In dem Augenblicke, als Elise die Thür des Salons zu öffnen im Begriff stand, trat ein Mann von vielleicht dreißig Jahren ein. Betroffen blieb er

stehen, als er die beiden Damen erblickte. Nachdem er Wilhelmine mit kalter Höflichkeit gegrüßt, fragte er:

„Du willst ausfahren, Elise?"

„Um meiner Freundin die Gemäldegallerie zu zeigen," antwortete die junge Frau, die mit Verdruß die Aufregung ihres Mannes bemerkt hatte. „Ich glaubte die zwei Stunden, die Du in Geschäften außer dem Hause verbringen wolltest, nicht besser anwenden zu können!" fügte sie ruhig hinzu. „Willst Du mich begleiten?"

„Nein; aber ich ersuche Dich, zu Hause zu bleiben!"

„Bernhard, wenn ich Dich nun bitte, mich zu begleiten?" fragte Elise, ihren Unwillen verbergend.

„So müßte ich Deine Bitte ablehnen, und auf meiner Forderung beharren."

„Auf Deiner Forderung? Bernhard, Frau von Beck ist meine Freundin!"

„Aber Herr von Beck ist nicht mein Freund; ich spreche in diesem Augenblick eine Gesinnung aus, die ich schon zu lange aus übertriebener Artigkeit geheim gehalten habe. Wenn Frau von Beck darauf Rücksicht nehmen will, so wird sie mich der Unannehmlichkeit überheben, das so eben Gesagte zu wiederholen."

Bernhard trat in den Salon, setzte seinen Hut auf einen Tisch, zog hastig die Handschuhe aus, und warf sie in den Hut. Elise erröthete, sie war keines Wortes

mächtig. Wilhelmine war bleich geworden, und Thränen standen in ihren dunkeln Augen. Schweigend reichte sie der Freundin die Hand, und verschwand aus dem Saale. In dem Vorzimmer schwankte sie, und sank auf einem Stuhle nieder.

„Mein Gott, was ist das?“ flüsterte sie.

Nachdem sie einen Augenblick starr zu Boden gesehen, raffte sie sich gewaltsam empor, eilte zitternd die Treppe hinab, verließ das Haus, bezeichnete dem Kutscher ihre Wohnung, und stieg in den Wagen, der davon fuhr.

Wir kehren in den Salon zurück.

Die Bestürzung, die sich Elise's über diese Unhöflichkeit ihres Mannes bemächtigte, wich nach einigen Augenblicken einer gerechten Entrüstung. Sie trat zu dem Fenster. Als sie gesehen, daß Wilhelmine den Wagen bestiegen hatte, legte sie Hut und Mantel wieder ab. Elise erschien jetzt in einem einfachen Kleide von grauer Seide, das ihre jugendlichen, reizenden Körperformen im hellsten Lichte zeigte. Mit bedauernden Blicken betrachtete sie ihren Mann, der die rechte Hand in die Brustöffnung der Weste gesteckt, auf und abging. Die Blässe seines Gesichts ward durch den schwarzen Bart, der es gleichsam einrahmte, gehoben; seine Augen glüheten in einem düstern Feuer. Es ließ sich nicht verken-

nen, daß ihn etwas Ungewöhnliches aufgeregt hatte, denn heute überschritt der gebildete Mann zum ersten Male die Grenzen des Anstandes.

„Bernhard," begann die junge Frau mit bewegter Stimme, „Du hast Wilhelminen die Thüre gezeigt. Ich habe seit einiger Zeit schon Deine Abneigung gegen sie bemerkt; aber ich war weit entfernt zu glauben, daß Du sie ihr auf diese Weise zu erkennen geben würdest, eine Weise, die mich nicht minder kränken muß, als meine Freundin."

„Dich kränken?" fragte Bernhard bitter, indem er stehen blieb und seine Frau mit durchbohrenden Blicken ansah. „Das ist wunderbar! Eine Frau fühlt sich gekränkt, wenn der Mann ihre Ehre und seine eigene zu wahren sucht!"

„Was ist das? Was ist das?" fuhr Elise auf.

„Es sind die Worte Deines Mannes, der ein Recht hat, Dich an Deine Pflicht zu mahnen; der ein Recht hat, so zu handeln, wenn Du gewissenlos genug bist, jede Rücksicht zu vergessen, die Dir Sitte und Anstand auferlegen. Welch' ein Glück, daß ich zeitig mein Haus betrat! Wie würde man lächeln und die Achseln zucken, wenn man sich diesen Abend in das Ohr flüsterte: Madame Rudolphi hat sich heute mit Frau von Beck

in der Gemäldegallerie gezeigt! Elise, ich verbiete Dir jeden Umgang mit Frau von Beck."

Die junge Frau zuckte zusammen; das Wort „verbieten" beleidigte ihren Stolz. Aber noch verlor sie die ruhige Würde nicht, die sie seit dem Beginn der Scene beobachtet hatte.

„Du bist mein Mann," sagte sie mit bewegter Stimme; „aber ich bin auch Deine Frau, und als solche habe ich meine Rechte. Von diesen Rechten nehme ich vorzüglich das in Anspruch, daß Du mich achtest. Es ist eine Erniedrigung für jede Frau, wenn der Mann sie mit unbegründeter Eifersucht verfolgt. Lächele nur, Bernhard, Dein Benehmen gegen mich wird ausschließlich von der Eifersucht geleitet — ich scheue mich nicht, es heute auszusprechen, da Du mich auch der letzten Freundin beraubt hast, die mir seit einem Jahre geblieben ist. Ich habe bisher geschwiegen, weil ich in Wilhelminens Umgange Alles fand, was ich wünschte, und weil ich Dir durch mein eingezogenes Leben beweisen wollte, daß Du einen unwürdigen Verdacht gegen Deine Frau hegst. Aber Alles hat seine Grenzen, und so auch meine Geduld."

„Auch Deine Geduld?" rief Bernhard höhnend.

„Ja, denn ich habe es ertragen, daß man mich belächelte und bemitleidete — vielleicht auch, daß man

mich für schuldig erachtet hat, indem ich mich Deinen seltsamen Anordnungen fügte. Jetzt vermag ich es nicht mehr," rief sie mit imponirender Hoheit; „und willst Du, daß ich nicht zu eklatanten Schritten meine Zuflucht nehme, so gieb mir die Freiheit des Handelns, zu der mich meine Stellung und mein Betragen berechtigen. Wilhelmine ist schwer beleidigt; ich eile ihr nach, um ihr zu sagen — —"

„Du wirst bleiben, Elise; wenn Du mich gehört hast, überlasse ich Deinem Urtheile, ob mein Benehmen von der Eifersucht oder von der Ehre dictirt ist."

Bernhard führte seine Frau zu dem Sopha, und ließ sich dann neben ihr nieder.

„Herr von Beck," begann er, „ist mir von jeher eine räthselhafte Person gewesen; ich glaube es mehr als einmal gegen Dich ausgesprochen zu haben. Dein freundschaftliches Verhältniß zu Wilhelminen bestimmte mich, im Stillen Erkundigungen über ihn einzuziehen, und diesen Morgen ist es mir gelungen, Näheres zu erfahren."

„Was hast Du erfahren?" fragte Elise, deren Neugierde erwachte.

„Daß Herr Emil von Beck ein Glücksritter, ein Spieler von Profession, ein Roué ist, der von seinen Verbindungen mit reichen Leuten lebt. Die bleiche, in=

teressante Wilhelmine, die überall Sympathien erweckt, ist seine getreue Helferin; sie unterhält zarte Freundschaftsverbindungen mit den Frauen, und vielleicht auch mit den Männern, die kurzsichtig genug sind, in die ihnen gelegte Schlinge zu gehen."

„Bernhard, Bernhard," rief die junge Frau entsetzt, „kannst Du solche abscheuliche Dinge glauben?"

„Ich zweifle nicht einen Augenblick daran!"

Aber ich, ich, die Freundin Wilhelminens! Der Verbreiter dieser Gerüchte ist ein ehrloser Verleumder, ein Elender, der verdient, daß man ihn zur Rechenschaft zieht."

„O, diese glühende Vertheidigung!" rief Bernhard bitter. „Mir scheint, der schmachtende Herr von Beck hat ein günstiges Terrain für seine Manipulationen gefunden."

Elise erhob sich.

„Bernhard," sagte sie mit bebenden Lippen, „diese letzte Kränkung kann ich Dir nicht verzeihen, denn sie greift das einzige Gut an, das ich Dir mitgebracht habe. Ich war arm, als Du mich kennen und lieben lerntest, und darum hielt ich Deine Liebe für wahr und aufrichtig. Du botest mir Deine Hand an — ich zögerte nicht, sie zu empfangen, weil ich Dich liebte und weil ich meine Ehre eben so hoch anschlug, als Dein Ver-

mögen. Die Gattin eines reichen, geachteten Mannes zu werden, hielt ich mich für würdig, und daß ich fähig sei, Dein Glück vollständig zu machen, hast Du mir mehr als tausendmal gesagt —"

„O gewiß, Elise," unterbrach sie der junge Mann, „von Dir hängt mein ganzes Glück, aber auch mein Unglück ab. Du bist mein Stolz, und ich sehe mich gern von Andern beneidet; aber sobald ich aufhören muß, stolz auf Dich zu sein, sobald man mich mitleidig belächelt, bin ich unglücklich. Und dieser Zeitpunkt, Elise, droht jetzt einzutreten, wenn er nicht schon eingetreten ist. Mein Gott, was fordere ich denn von Dir? Fällt es Dir denn so schwer, der Ruhe Deines Mannes, der Dich anbetet, ein Opfer zu bringen? Steht Dir Frau von Beck höher, als Dein Mann? Findest Du keine Befriedigung mehr in seiner Liebe? Was hast Du mir auf alle diese Fragen zu antworten?"

Die junge Frau ergriff liebreich die Hand ihres Mannes.

„Bernhard," sagte sie in einem milden Tone, „als Antwort richte ich eine Frage an Dich: was würdest Du sagen, wenn ich von Dir forderte, daß Du Deinen Umgang mit den Männern einstellen solltest, die im Besitze schöner Frauen sind? Wenn ich Dir z. B. jetzt sagte: meine Ehre erfordert es, daß Du Herrn W. nicht

mehr empfängst, der mit einer schönen, aber koketten Frau verheirathet ist? Läge in dieser Forderung nicht ein Mißtrauen, das Dich verletzen muß? Ich achte Dich zu hoch, mein lieber Freund, um auch nur den Gedanken zu fassen, daß Du mich je hintergehen könntest. Und diese Achtung fordere ich auch von Dir. Es giebt keine wahre und beglückende Liebe, die sich nicht auf Achtung und gegenseitige Liebe gründet. Wilhelmine liebt ihren Gatten eben so zärtlich, als ich Dich liebe, und er betet sie an, wie eine Heilige, die sich herabläßt, ihn glücklich zu machen — was für eine traurige Figur würde ich spielen, wollte ich zwischen diese Liebe treten! Bernhard, lerne besser von mir denken und erniedrige mich nicht durch ein verletzendes Mißtrauen."

Bernhard fühlte sich beinahe besiegt durch diese, mit einer unbeschreiblichen Innigkeit gesprochenen Worte, aber das Mißtrauen hatte einmal Wurzel gefaßt, und er konnte es nicht verbannen. Ihm schien selbst, als ob Elise alle ihre Reize zu Hilfe nähme, um seinen Verdacht einzuschläfern.

„Den Mittheilungen gegenüber, die man mir über Herrn von Beck gemacht hat, kann ich Deine Gründe nicht gelten lassen!" murmelte er, die Blicke von der reizenden Frau abwendend. „Ein Mann in meiner Stellung muß auch der öffentlichen Meinung

Rechnung tragen. Elise, zeige durch Deine Willfährigkeit, daß man Dich unschuldig verleumdet hat!"

„Verleumdet!" flüsterte sie, bestürzt über die kalte Ruhe ihres Mannes. „Wohlan, ich werde es beweisen," fügte sie würdevoll hinzu; „aber nur durch Mittel, die nach meiner Ansicht dazu geeignet sind!"

Sie verließ den Saal, ohne ihren Mann zu grüßen.

Bernhard sah einige Augenblicke unverwandt nach der Thür, durch die sie verschwunden war. Einen solchen Widerstand hatte er nicht erwartet. Seine Pulse klopften fieberhaft, seine Augen glüheten, seine Lippen zitterten.

„So wäre denn der Kampf eröffnet!" murmelte er. „Meine Frau ist eine Schönheit, aber eine stolze, herzlose, kokette Schönheit, die vernichtet, statt zu entzücken. Sie kennt die Macht ihrer Reize, sie weiß, wie sie mich gefesselt hält; aber auch ich setze ihr Stolz entgegen, und werde die Fesseln zu brechen suchen. Wer mir das vor drei Jahren gesagt hätte, selbst vor einem Jahre noch, als diese Syrene weinend an meinem Krankenbette saß! Die Frauen lügen alle, alle; ihre Empfindungen sind erheuchelt, und ihre Thränen, ihr Lächeln, ihr Schmerz und ihre Freude Maske! Die Lüge ist das Fundament ihrer Sprache, und die Wahrheit bildet nur eine Ausnahme. Die Tugend üben sie nur aus Laune

oder Berechnung. Und einer solchen Syrene habe ich meine Ehre anvertraut! Ah, wir werden ja sehen, wer Sieger bleibt!"

Zitternd verließ er den Saal. Kaum hatte er sein Zimmer betreten, als man ihm Herrn von Beck anmeldete. Ueberrascht sah er den Diener an.

„Herr von Beck?" fragte er.

„Herr von Beck!" wiederholte der Diener.

„Man weise ihn ab!"

Der Diener wollte sich entfernen.

„Josef!" rief der Herr.

Josef kam gehorsam zurück.

„Unter welchem Vorwande willst Du den Besuch abweisen?" fragte Bernhard.

„Ich werde angeben, daß Sie nicht zu Hause seien."

„Nein, nein!"

„Oder daß Sie unpäßlich sind —"

Bernhard ging unschlüssig im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen und sagte:

„Laß Herrn von Beck eintreten!"

Josef entfernte sich.

„Es ist besser, daß ich ihn empfange," flüsterte Bernhard vor sich hin. „Ohne Zweifel — hat ihm seine Frau meine Aeußerungen mitgetheilt — es wäre feig, wollte ich mich verleugnen lassen. Wollen sehen,

wie der gute Mann sich benimmt. Was hält mich ab, ihm die Wahrheit in das Gesicht zu sagen? Doch nein, ich muß vorsichtig sein, da mir noch Beweise fehlen. Ein solcher Roué verwickelt mich in einen Criminalproceß, und die Processe sind mir in tiefster Seele verhaßt."

In diesem Augenblicke öffnete Josef die Thür, und ein junger, höchst elegant gekleideter Mann trat ein.

„Störe ich?" fragte er lächelnd, indem er dem Herrn vom Hause die Hand reichte.

Bernhard war überrascht, ein so ruhiges, freundliches Gesicht zu sehen. Statt zu antworten, gab er dem Diener Befehl, sich zu entfernen.

## III.

Der Herr von Beck, der Zankapfel der beiden Gatten, war ein junger Mann von vielleicht achtundzwanzig Jahren. Seine Manieren waren gewandt und aristokratisch wie sein Aeußeres. Bleicher Teint, blaue Augen, dunkeles Haar und ein schwarzer Schnurrbart machten seinen Kopf modern, interessant. Seine Toilette war untadelhaft, reich und nach dem neuesten Geschmacke. Bernhard erfaßte alle diese Eigenschaften, die den Besitzer bei den Frauen gefährlich machten, mit dem scharfen

Blicke der Eifersucht. Und dieser Mann war Wilhelminens Gatte, von dem man sich Mancherlei in's Ohr flüsterte.

„Was giebt mir die Ehre Ihres Besuchs?" fragte Bernhard.

Der junge Elegant war erstaunt über den kalten, höflichen Ton, er schien ihn selbst in Verlegenheit zu setzen. Doch nur wie ein Blitz zuckte dieser Ausdruck über sein Gesicht, das im nächsten Momente zwar die Freundlichkeit verloren, aber dafür einen ruhigen Ernst angenommen hatte.

„Mein Besuch, mein Herr, hat einen seltsamen, aber dabei sehr wichtigen Grund. Die Absicht, eine delikate Angelegenheit delikat zu behandeln, gebe ich jetzt auf, da Ihr Empfang nicht der Stimmung entspricht, in der ich Sie anzutreffen voraussetzte. Ich wende mich jetzt an den Mann von Stande, von Charakter, von — Ehre!"

„Er weiß bereits Alles; ich werde bei dem Manne fortfahren, wie ich bei der Frau begonnen habe!" dachte Bernhard. „Sie sehen mich bereit," antwortete er laut, „Ihnen als Mann von Charakter und von Ehre — dieses Wort betonte er — entgegenzutreten."

Beide Männer setzten sich.

„Mein Herr," begann der Gast, „wir lernten uns vor einem Jahre in Karlsbad kennen. Für uns Männer

blieb diese Bekanntschaft eine jener flüchtigen Anknüpfungen, wie man sie häufig in Bädern macht."

„Nichts mehr!" antwortete Bernhard, indem er sich höflich verbeugte.

„Anfangs bedauerte ich diesen Umstand," fuhr Herr von Beck ruhig fort.

„Und jetzt?"

„Jetzt segne ich ihn, denn er hilft mir die wichtigste Angelegenheit meines Lebens mit Ihnen ordnen."

„Mit mir? Ich wüßte nicht, in welcher Beziehung ich zu der wichtigsten Angelegenheit Ihres Lebens stehen könnte, ich, der ich mich nie um Ihre Verhältnisse gekümmert habe." Ich muß auf meiner Huth sein, dachte Bernhard, während Herr von Beck ruhig lächelnd vor sich hinsah; „ein unbedachtes Wort kann ihn in der Entwickelung des Planes stören, den dieser feine Schwindler bei mir anlegen zu wollen scheint. Ich will mich fassen, damit ich Elisen Beweise liefern kann.

Herr von Beck schlug seine großen melancholischen Augen auf und sagte:

„Aus der in Karlsbad angeknüpften Bekanntschaft ist für unsere Frauen eine innige Freundschaft geworden. Elise und Wilhelmine lieben sich wie Schwestern. Der Wille meiner Frau ist stets der meinige — und so kam es, daß wir unsern Winteraufenthalt in Leipzig wählten."

„Mein Herr, ich begreife nicht, warum Sie von Dingen sprechen, die mir bekannt sind."

„Die Ihnen bekannt sind — wer hat sie Ihnen mitgetheilt?" fragte wie überrascht der junge Edelmann.

„Wer anders, als meine Frau! Glauben Sie nur, Elise hat vor mir keine Geheimnisse!" fügte Bernhard betonend hinzu. „Ist Elisens Wille auch nicht immer der meinige, so kann ich ihr doch nachrühmen, daß ihre Neigung zu mir nicht um ein Haar geschwächt wird; sie fügt sich willig der Autorität ihres Mannes, und daß ich diese mit Anstand aufrecht erhalte, bedarf wohl keiner Versicherung."

„Sie sind ein glücklicher Ehemann, Herr Rudolphi!"

„Wie meinen Sie das?" fuhr Bernhard auf.

„Sie können bei Ihrer Frau die Autoriät des Mannes geltend machen!" antwortete ruhig Herr von Beck.

„Und was hindert Sie daran, dasselbe zu thun?"

„Meine Gattin."

„Ah, mein Herr, Sie stehen unter dem Pantoffel!" rief Bernhard lachend. „Soviel ich Frau von Beck kenne, muß ihr Pantoffel einen sehr weichen Absatz haben." Dieser Comödiant, fügte er in Gedanken hinzu, wie geschickt er den unterwürfigen Ehemann spielt. Man sollte ihn für einfältig halten, wenn man nicht wüßte,

wer er wäre! „Also, mein Herr,“ fragte er laut, „Ihre Gattin leidet nicht, daß Sie die Autorität des Ehemanns zeigen? Demnach ist sie die Autoriät im Hause?“

„Hören Sie mich ganz an,“ sagte Herr von Beck, dessen Stirn sich plötzlich verfinsterte. „Ein trauriges Schicksal zwingt mich, Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen, das nie über meine Lippen gekommen wäre, wenn ich energisch gegen meine Frau auftreten könnte. Wilhelmine ist ein so zart organisirtes Wesen, so nervenschwach, so empfindsam, fast möchte ich sagen, so ätherisch, daß ich jede starke Aufregung vermeiden muß, wenn ich sie mir erhalten will; der kleinste Widerspruch verursacht ihr Nervenanfälle; selbst gutartige Erregungen, wie Freude und Entzücken, sind ihr schädlich. Sie begreifen wohl die schwierige Stellung, die ich meiner Frau gegenüber einnehme.

„Das ist nicht schwer!“ murmelte Rudolphi, der Alles für eine schlau ersonnene List hielt.

„Seit Wilhelmine die Freundin Ihrer Gattin ist, ist diese Stellung noch schwieriger geworden.“

„So!“ rief Bernhard verwundert. „Wie ist das möglich?“

„Mein Herr, ich komme jetzt zu dem Punkte, den ich Ihrer Ehre, Ihrer Rechtschaffenheit anvertraue,“

sagte Herr von Beck, indem er Rudolphi mit treuherzigen Blicken ansah. „Darf ich mich versichert halten, daß wir als Männer zu einander sprechen?“

Bernhard verneigte sich, als Zeichen der Zustimmung.

„So bitte ich Sie, dahin zu wirken, daß das freundschaftliche Verhältniß unserer Gattinnen gelockert und nach und nach zu einer oberflächlichen Bekanntschaft zurückgeführt werde. Daß rücksichtlich Wilhelminens die größte Discretion zu beobachten ist, hebe ich nicht besonders hervor, da ich mich dessen von Ihnen versehen darf. Dieser Dienst ist mir so wichtig, daß er mich zu Ihrem ewigen Schuldner macht.“

„Das ist wahrhaftig eine seltsame Forderung!“ rief der erstaunte Bernhard. „Sie wollen also, daß ich den Bruch zwischen den beiden Damen vermittele? Herr von Beck,“ fügte er hinzu, indem er aufstand, „wollen Sie mich mystificiren?“

Auch der Edelmann verließ überrascht seinen Platz.

„Wie, mystificiren?“ fragte er. „Ich bin in dem vollen Vertrauen gekommen, daß Sie ebensoviel Rücksicht auf Ihre Gattin, als auf die meinige nehmen werden.“

„Gewiß, mein Herr, gewiß; ich nehme selbst noch mehr Rücksicht auf meine Frau, als auf die Ihrige,

wenn ich Ihnen die Erfüllung Ihres Wunsches verspreche, was hiermit geschieht."

Der Edelmann begriff den Sinn dieser Worte nicht, da er nicht ahnte, daß Bernhard auf ihn eifersüchtig war.

„Sie haben Recht mein Herr," murmelte er; „Ihre Gattin steht Ihnen näher, als die meinige."

Dann verbeugte er sich, und wollte das Zimmer verlassen.

„Herr von Beck!" rief Bernhard, dem die letzte Phrase aufgefallen war·

Der Gerufene wandte sich noch einmal, und sah fragend den Bewohner des Zimmers an.

„Ich habe Ihnen die Gewährung Ihres Wunsches bereitwillig zugesagt," begann Rudolphi.

„Eine Gefälligkeit, für die ich Ihnen danke."

„Aber was veranlaßt Sie, diesen Wunsch auszusprechen? Nennen Sie mir ohne Umschweife den Grund, denn wir sprechen als Männer."

Herr von Beck nahm die Miene eines Mannes an, der plötzlich an einen Gegenstand erinnert wird, den er vergessen hat.

„Ich nehme keinen Anstand, als Mann zu dem Manne, zu reden. Wie ich Ihnen schon gesagt, so legt mir die feine Organisation meiner Frau die zartesten Rücksichten auf. Einige Verleumder haben es gewagt,

Wilhelminens Ehre anzutasten. Der Punkt der Ehre ist die empfindlichste Seite —"

„Ein wahrer Satz, Herr von Beck, den sich jeder Mann tief einprägen sollte."

„O, Sie werden mich ganz verstehen!" rief Herr von Beck gerührt. „Die Medisance, diese scheußliche Hyder, hat also Vermuthungen ausgesprochen, die Wilhelminens Ehre beflecken; aber auch die Ihrige, mein Herr, der Sie mit einer schönen, liebenswürdigen Frau verheirathet sind. Sie als Mann können energischer handeln —"

„Himmel, wenn ich Sie recht verstehe, so sind Sie wohl gar eifersüchtig auf mich."

„Sie kennen jetzt die Situation, mein Herr; handeln Sie danach!"

Nach einer graziösen Verneigung entfernte sich Herr von Beck. Bernhard stand einen Augenblick wie angewurzelt.

„Nein, es ist wahrlich zu arg!" rief er aus. „O, es ist nicht zu leugnen, dieser Mensch ist ein abgefeimter Roué, ein listiger Schurke, vor dem man sich wahren muß. Wie treuherzig, wie sentimental er von seiner zart organisirten Gattin sprach! Und doch weiß man, daß Beide stets im Einverständnisse handeln. Der Bursche sollte nicht wissen, was bereits geschehen ist?

Die bleiche Frau sollte ihm nicht schon die Scene von diesem Morgen mitgetheilt haben? O, mein lieber Herr von Beck, Sie sind auf den unrechten Mann gestoßen, mich sollen Sie nicht täuschen. Ich werde Ihnen die Maske abreißen, um Sie in Ihrer ganzen Blöße dem ganzen Kreise zu zeigen, den Sie bisher dupirt haben. Das ist wahrlich nicht übel ersonnen: er bringt mich mit seiner Frau in's Gerede, spielt den beleidigten Ehemann und bittet mich, als den Mann von Ehre, die Ehre seiner Frau zu retten, während er die meinige mit Füßen tritt — wahrlich, eine solche Intrigue kann nur der abgefeimteste Roué ersinnen und ausführen!"

Ein Diener rief den Herrn zu Tische. Auch Elise erschien; aber sie sprach nur wenig, und zeigte dem eifersüchtigen Gemahl ein erzürntes Gesicht.

„Ich behaupte mein Recht!" dachte Bernhard, als er den Tisch verließ.

„Er soll sein Unrecht bald einsehen!" dachte Elise, indem sie ihr Zimmer betrat.

Während Bernhard spazieren ritt, schrieb Elise einen Brief an Wilhelminen.

Als der Herr von Beck seine Wohnung betrat, eilte er in das Zimmer seiner Gattin. Es war leer.

„Wo ist meine Frau?“ fragte er das Kammermädchen.

„Die gnädige Frau läßt Ihnen sagen, daß sie einige kleine Einkäufe macht und in einer Stunde zurückgekehrt sein wird.

„Jetzt? Jetzt?“ fragte der junge Mann überrascht.

„So eben ist ein Brief für den gnädigen Herrn angekommen.“

„Gieb!“

Hastig erbrach er das Couvert, das das Postzeichen „Karlsbad“ trug. Der Brief war von dem Arzte, der Wilhelminen dort behandelt hatte. Der zärtliche Ehemann sandte jeden Monat einen Brief über den Zustand seiner Frau ein. Jetzt empfing er die Antwort auf den letzten Brief. In fieberhafter Angst verschlang er die Zeilen. Dann sank er wie vernichtet auf einen Sessel.

„Großer Gott,“ flüsterte er, „das habe ich mir gedacht! Meine arme, arme Wilhelmine leidet an einem unheilbaren Uebel! Nur die zärtlichste Sorge kann sie mir noch einige Jahre erhalten! Sie darf es nicht wissen, und darum werde ich auch keinen hiesigen Arzt annehmen — sie darf nicht einmal ahnen, daß sie krank sei, denn das Bewußtsein der Krankheit vermehrt ihr Leiden. Während des Winters sollen die Vorschriften des Doctor G. befolgt werden, der den Zustand meiner armen Frau

kennt, und mit dem Beginne des Frühlings gehen wir wieder in das Bad. Durch die Veränderung des Aufenthaltsortes lösen sich alle Verhältnisse, die mir lästig sind. Rudolphi ist ein Mann von Ehre, auf den ich mich verlassen kann, er wird mich in meinem Bemühen unterstützen. O, wäre doch der Winter erst vorüber!"

Sinnend verblieb er auf seinem Platze. Der Eintritt Wilhelminens schreckte ihn empor. In demselben Augenblicke sah er das Couvert auf dem Tische liegen. Bestürzt bemächtigte er sich des Papiers und verbarg es in seiner Tasche. Dabei entfiel dem armen Manne der eigentliche Brief, den er bisher, ohne daß er es wußte, in der Hand gehalten hatte. Er würde vielleicht den Irrthum gewahrt haben, wenn ihn das heute besonders bleiche Aussehen und die trüben Augen der jungen Frau nicht mit dem tiefsten Schmerze erfüllt und seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätten. Das Bemühen, seinen Seelenzustand geheim zu halten, vermehrte das Schwierige seiner Lage. Er eilte der Gattin entgegen, küßte sie, und schloß sie mit Innigkeit an seine Brust.

Wilhelmine hatte die Folgen der Zerstreuung ihres Mannes bemerkt. Das Papier hinter dem Stuhle war ihr nicht entgangen. Das hastige Verbergen des Couverts hatte zwar nicht ihren Argwohn erweckt, denn ihre

aufrichtige Liebe ließ keinen Verdacht aufkeimen; wohl aber ihre Neugierde, und die Neugierde flüsterte: warum hat Dein Mann ein Geheimniß vor Dir? Es wird sich bald zeigen, warum ihr an der Beantwortung dieser Frage doppelt gelegen sein mußte. Sie beschloß, sich des Papieres zu bemächtigen.

„Verzeihung, Cäsar, daß ich auf mich warten ließ!“ sagte sie bittend, indem sie ihm ihre kleine weiße Hand reichte.

„Du weißt, mein Kind, daß ich nicht in Sorgen bin, wenn ich den Grund Deiner Entfernung kenne.“

Cäsar nahm seiner Frau zuvorkommend den Mantel ab. Dann band er ihr die Schleifen des Hutes auf, und legte diesen auf die Toilette. Jetzt zeigte sich Wilhelminens zarte, edle Gestalt. Ihr elastischer Körper war zwar schmächtig, aber man konnte ihn nicht mager nennen. Und dabei standen die einzelnen Theile in dem reinsten Einklange. Hände und Füße waren klein wie die eines Kindes. Das hellblonde, starke Haar bildete über der schönen, weißen Stirn einen glänzenden Wellenscheitel. Das mattweiße ovale Gesicht war madonnenartig; es verrieth eine wunderbare Milde und Sanftmuth. Das große blaue Auge drückte eine leichte Melancholie aus. Wie ihre ganze Erscheinung, war auch jede ihrer Bewegungen aristokratisch. Die junge Frau

mochte vielleicht zweiundzwanzig Jahre zählen. Sie war völlig dazu geschaffen, die schwärmerische Liebe eines von Natur sentimentalen Mannes zu erregen.

„Es ist hier kalt," sagte sie, indem sie sich an Cäsars Arm hing; „führe mich in Dein Zimmer, das geheizt ist, weil wir dort essen wollen."

Der zartlich besorgte Gatte kam der Aufforderung nach. Man verließ das Zimmer; der Brief war gesichert. Nach Tische fand Wilhelmine Gelegenheit, einen Augenblick in ihr Zimmer zurückzukehren. Sie ergriff das Papier und las folgende Zeilen:

„Mein Herr!"

„Nach Ihrem letzten Berichte unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß sich in Ihrer Gattin eine Krankheit ausgebildet hat, die um so mehr Besorgniß erregend ist, da die Wissenschaft kein wirksames Mittel dagegen kennt. Ein regelmäßiges, ruhiges Leben, Heiterkeit des Gemüthes und Verminderung aller Aufregungen machen das Fortschreiten des Uebels langsam, und wenn nicht ein unerwarteter Zufall hinzutritt, läßt sich das Leben Ihrer Gattin auf Jahre fristen. Ich empfehle Ihnen die größte Aufmerksamkeit und erinnere Sie wiederholt an die Diätregeln, die ich Ihnen bereits früher aufgestellt habe. Tragen Sie Sorge, daß die Kranke nie ihren Zustand erfahre. Von einer

Badekur im nächsten Jahre läßt sich eine gute Wirkung hoffen. Unterlassen Sie nicht, Ihrer Gattin alle Freuden und Zerstreuungen zu bieten, die den von mir aufgestellten Regeln nicht entgegen sind.

Karlsbad. Doctor G."

„Das ist seltsam!" flüsterte Wilhelmine bestürzt. „Ich fühle mich wohl, und hier spricht man von einer gefährlichen Krankheit. Nun erkläre ich mir so Manches, das mir in dem Betragen Cäsar's bisher dunkel geblieben. Er leidet meinetwegen, er leidet ohne Ursache! Was berechtigt ihn und den Arzt dazu, mich für krank zu halten? Ich habe nie geklagt, habe nie einer ärztlichen Hilfe bedurft. O mein armer Cäsar, in diesem Wahne darf ich Dich nicht länger lassen!"

Sie wollte sogleich eine Verständigung herbeiführen, wollte ihm den glücklichen Zufall mittheilen, der ihr das unglückselige Geheimniß entdeckt hatte; aber die zärtliche Sorgfalt für den geliebten Mann hielt sie wieder davon ab.

„Nein," dachte sie, „ich muß einen andern Weg wählen. Wenn er weiß, daß ich meinen vermeintlichen Zustand kenne, wird er sich mit neuen Sorgen plagen. Ich muß ihn auf eine andere Weise von dieser Sorgenlast befreien, damit er nicht wähnt, ich stelle mich stärker als ich bin, um ihn zu beruhigen. Cäsar darf nur

dann erst erfahren, daß ich diesen Brief gelesen, wenn ich ihn von seinem Irrthume zurückgebracht habe."

Sie verbarg den Brief in der Tasche ihres Kleides, und ging zu Cäsar zurück, der gedankenvoll auf dem Sopha saß.

Wilhelmine liebte ihren Mann mit der ganzen Fülle ihres jugendlichen Herzens; es läßt sich denken, daß sie jetzt, wo er sich ihr als Märtyrer seiner Liebe zeigte, mit einer Dankbarkeit an ihm hing, die ihre Liebe heiligte und ihrer Ehe eine neue Weihe gab. Sie setzte sich zu ihm, strich das feuchte Haar aus seiner Stirn, und küßte ihn.

„Woran denkst Du, Cäsar?" fragte sie schmeichelnd.

„An unsere Vergangenheit, Wilhelmine!"

„Macht sie Dir Kummer?"

„In einer Beziehung, ja!"

„Darf ich diese Beziehung wissen?"

„Daß Dir Deine Liebe zu mir den Haß Deiner Mutter zugezogen hat."

„Ist es das?" fragte sie, schmerzlich lächelnd.

„Ich weiß nicht, woher es kommt — aber dieser Gedanke lastet jetzt mehr als je auf meiner Seele. Mir ist, als ob ich unfähig wäre, Dich je für das Opfer zu belohnen, das Du mir gebracht hast."

„Cäsar," flüsterte sie, „liebst Du mich nicht mehr?"

Der junge Mann umschlang sie und sah sie mit einem Blicke an, der seine ganze schwärmerische Leidenschaft verrieth, in dem seine ganze Seele lag.

„Ich kann nur dann aufhören Dich zu lieben, wenn ich zu leben aufhöre!“ rief er aus.

„Dann, mein Geliebter, beklage mich nicht, denn ich bin beneidenswerth glücklich!“

Wie zwei Kinder, die sich das erste Liebesgeständniß gemacht, umschlangen und küßten sie sich.

„Wie fühlst Du Dich heute?“ fragte Cäsar in seinem zärtlichen Tone.

Die junge Frau stellte sich, als ob sie erstaunte.

„Wie ich mich heute fühle? Wie gestern, wie jeden Tag — sehr wohl!“

„Und doch scheint mir, als ob Du bleicher wärst.“

„Die kalte Luft hat mich vielleicht ein wenig angegriffen. Cäsar, sagtest Du nicht, daß mich die Blässe interessant mache?“

„Gewiß, mein Kind! Sie ist selbst ein Hauptbestandtheil Deiner Schönheit.“

„Schmeichler!“ rief sie lächelnd. „Fast möchte ich glauben, daß Du mich eitel machen wolltest. Aber ohne eitel zu sein, wird sich Deine Frau bemühen, Dir stets elegant und interessant zu erscheinen. In der nächsten Soirée wirst Du mich in einem neuen Kleide erblicken,

das ohne Zweifel Deinen Beifall haben wird. Vor Tische habe ich den Stoff dazu gekauft. Es ist drei Uhr vorbei — die Putzmacherin wird angekommen sein, um mir das Maaß zu nehmen. Erlaube mir, daß ich mich auf kurze Zeit entferne!"

Bei der letzten Umarmung brachte Wilhelmine den Brief des Doctors geschickt in die Tasche Cäsars. Dann verließ sie hüpfend das Zimmer.

„Mein Gott," murmelte Cäsar, „wie furchtbar ist der Gedanke, daß dieses himmlische Wesen durch eine schleichende Krankheit zerstört wird! Der Doctor hat Recht, sie darf nicht ahnen, daß sie bereits den Weg zum Grabe angetreten hat. O, wäre es mir vergönnt, ihr den kurzen Rest des Lebens mit den Freuden des Himmels zu versüßen!"

Dann zog er das Couvert und den Brief aus der Tasche und warf beides in den Ofen. Kaum hatte er den alten verbrannt, als er durch die Post einen neuen Brief erhielt. Ein Advokat schrieb ihm, daß er beauftragt sei, eine Wechselschuld von hundert Louisd'or von ihm einzuziehen und auf Personalarrest anzutragen, wenn bis morgen Mittag nicht Zahlung geleistet sei. Auch diesen Brief verbrannte Cäsar. Dann öffnete er einen Secretair und untersuchte seine Kasse; sie enthielt zweiundzwanzig Louisd'or.

„Ich muß noch einmal reisen,“ flüsterte er vor sich hin; „Muth, Cäsar, Muth, es gilt ja das Leben Deiner Wilhelmine. Gott wird mir verzeihen, wenn ich sie täusche, denn ich täusche sie, weil ich sie heiß und innig liebe!“

Eine Stunde später sagte er zu seiner Frau:

„Wilhelmine, ich bin für diesen Abend zu einer Gesellschaft geladen, die aus Männern besteht, deren nähere Bekanntschaft mir wünschenswerth ist.“

„O, mein Freund, so zögere nicht, diese Gesellschaft zu besuchen!“ antwortete rasch die junge Frau.

„Man sagte mir, daß man sich oft erst am Morgen trenne.“

„Ich werde ruhig schlafen, da ich weiß, daß Du Dich amüsirst. Wird auch Rudolphi dort sein?“ fragte sie, indem sie mit Mühe ihre Unbefangenheit bewahrte.

„Ich zweifle daran, da die Gesellschaft aus adeligen Personen besteht.“

Wilhelminen war ein Stein vom Herzen genommen.

„Gehe, mein Freund; ich wünsche Dir einen recht heitern Abend!“ sagte sie, indem sie ihren Mann küßte.

„Warum fragt sie nach Rudolphi?“ dachte Cäsar. „Doch nein,“ fügte er sich beruhigend hinzu, „das Gerücht hat eine leere Vermuthung ausgesprochen, wozu die innige Freundschaft der beiden Frauen Anlaß gegeben.

Es ist eben so lächerlich, als wenn man sagen wollte: Cäsar von Beck macht Madame Rudolphi den Hof. Uebrigens habe ich vorgebeugt und Rudolphi wird sein gegebenes Versprechen erfüllen."

Cäsar machte Gesellschaftstoilette, um seine Frau zu täuschen, warf einen Pelz über, und bestieg einen Fiaker. Er ließ sich nach dem magdeburger Bahnhofe fahren.

Um diese Zeit empfing Wilhelmine von Elisen einen Brief.

## IV.

Bernhard Rudolphi hatte von seinem Vater ein großes Vermögen geerbt, er galt für einen der reichsten Männer der Stadt. Mehr der Unterhaltung als des Gewinnes wegen hatte er sich bei verschiedenen Bank- und Actienunternehmungen betheiligt, wodurch er mit auswärtigen Geschäftsleuten bekannt geworden war. Auf einer Vergnügungsreise lernte er in K. Elisen kennen, die um diese Zeit die gefeierteste Schönheit der Residenz war. Elise gehörte nämlich als tragische Liebhaberin dem Hoftheater an. Bernhard bewunderte die Kunst und liebte die Künstlerin, die nach seiner Ansicht das Ideal weiblicher Schönheit war. Der unabhängige reiche Mann, gewohnt, sich Nichts zu versagen, befriedigte die

brennenden Wünsche seines Herzens, indem er sich um Elisens Gunst bewarb, diese erhielt, und das schöne Mädchen, wegen dessen ein Gardeofficier den andern im Duell erschoß, heirathete, ohne sich um die Meinung der Welt und die Klage der Recensenten zu kümmern, die da meinten, daß die Liebe der deutschen Bühne einen unersetzlichen Verlust bereitet habe. Das erste Jahr lebte Madame Rudolphi völlig glücklich, sie liebte ihren Mann, und ihr Mann betete sie an. Im zweiten Jahre kamen die ersten Stunden, in denen sie mit Sehnsucht an die Bühne zurückdachte, denn Bernhard war mehr tragischer Liebhaber als Gatte. Im dritten Jahre bedauerte sie, die freie Künstlerlaufbahn mit dem Joche vertauscht zu haben, das ihr die Eifersucht ihres Mannes auferlegte. Der Leser kennt bereits die Art und Weise, wie sich diese Eifersucht äußerte.

Es giebt Heirathen, welche die Liebe, andere, welche der Verstand contrahirt — Bernhard Rudolphi hatte aus Eitelkeit geheirathet. Zu dieser dritten Kategorie zählen, mit wenigen Ausnahmen, alle Verbindungen, die zwischen den reichen Männern und Künstlerinnen geschlossen werden. Der Mann ist eitel auf den Ruhm seiner Frau, und die Frau auf das Geld ihres Mannes. Aber leider ist diese Eitelkeit von sehr kurzer Dauer; schwindet sie, so schwindet auch die Grundlage des ehelichen Glücks.

Die Eitelkeitsheirath, die wir zu schildern versuchen, war in das erste Stadium der Entwickelung getreten. Bernhard war eifersüchtig, weil er des früheren Standes seiner schönen Frau gedachte, und Elise fühlte sich in ihrer Würde gekränkt, weil sie sich ihres Ruhmes erinnerte. Die Liebe war durch eine dreijährige Ehe ein wenig abgekühlt.

Seit dem letzten Besuche Wilhelminens im Hause des Particuliers waren acht Tage verflossen. Die beiden Gatten beobachteten der Welt und den Domestiken gegenüber ein Betragen, das durchaus nichts von ihrem Seelenzustande verrieth; sie affectirten den Ton, den man bei ihnen gewohnt war. Diese Ueberwindung vermehrte die Unzufriedenheit eines Jeden mit der eingetretenen Situation. Bernhard beharrte in seinem Entschlusse, der koketten Gattin die Richtigkeit seines Verfahrens zu beweisen — und Elise ward in dem Vorsatze bestärkt, ihrem Gatten die Lächerlichkeit seiner ungegründeten Eifersucht klar darzuthun. Beide hatten ihre Pläne eingeleitet.

Eines Morgens hatte Bernhard seine Toilette vollendet, um auszugehen. Da trat Fritz, der Kammerdiener, in das Zimmer und überreichte seinem Herrn eine Karte.

„Der Ueberbringer wünscht den Herrn zu sprechen!" sagte er.

Bernhard warf einen Blick auf das feine, glänzende Blatt. Er las: „Gottfried Christian Beck, Senator."

„Beck?" fragte er sich verwundert. „Sollte er zu Cäsar von Beck in Beziehung stehen? Der Mann ist Senator, ich darf ihn nicht abweisen."

Er gab Befehl, den Fremden einzuführen.

Nach einer Minute trat der Senator ein, den wir auf der Reise kennen gelernt haben. Den Pelz hatte er im Vorzimmer abgelegt, er erschien schwarz gekleidet und mit dem weißen Halstuche, ohne das kein Senator einen schwarzen Frack tragen darf. Gottfried Christian Beck sah einem gutbepfründeten und zum Gustav-Adolf-Vereine gehörenden Geistlichen eben so ähnlich, als einem Senator. Mit der Gravität, die bei einem kurzen, dicken Manne stets etwas Lächerliches trägt, verneigte er sich.

„Herr Rudolphi?" fragte er lächelnd.

Bernhard verneigte sich so aristokratisch, als möglich.

„Der Weinhändler Flemming in Bremen, mein Freund, den ich um eine Empfehlung für Leipzig bat, hat mich an Herrn Rudolphi adressirt. Ich gedenke mich einige Zeit hier aufzuhalten, und erlaube mir, mich auf meinen Freund zu beziehen. Hier ist sein Brief."

„Herr Senator," sagte Bernhard, nachdem er den schmeichelhaften Empfehlungsbrief gelesen, „ich schätze

mich glücklich, daß Herr Flemming, dessen Vater mit dem meinigen lange in Geschäftsverbindung stand, mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft verschafft. Verfügen Sie über den ganzen Einfluß, den ich in meiner Vaterstadt besitze."

Rudolphi bot seinem Gaste einen Sessel an. Der Senator, ein taktvoller Mann, ließ sich zu gleicher Zeit nieder, als Bernhard ihm gegenüber Platz nahm.

„Mein Herr," begann der Senator, indem er seine fleischigen Hände über dem runden Bauche faltete und einen Daumen um den andern spielen ließ — eine Gewohnheit, die er von seinem Amtsvorgänger adoptirt hatte — „mein Herr, ich benutze sofort Ihre Gefälligkeit und bitte Sie, mir ein halbes Stündchen zu widmen. Eine Reise im Winter ist selbstverständlich keine Vergnügungsreise —"

„So sind Sie in Geschäften nach Leipzig gekommen?"

„Nein, eigentlich nicht, wenn man Familienangelegenheiten nicht als Geschäfte betrachtet."

„Ah, in Familienangelegenheiten!" sagte Bernhard gedehnt, denn er dachte an Cäsar von Beck, und wunderte sich, warum der Senator sich gerade an ihn wendete.

„Mein jüngerer Bruder war Legationsrath in D . . . schen Diensten. Als er starb, hinterließ er einen Sohn und ein sehr mäßiges Vermögen. Der Sohn,

Cäsar von Beck, sollte Cameralwissenschaft studiren; zu diesem Zwecke brachte man ihn nach Braunschweig auf das Gymnasium, und später ließ man ihn die Universität Göttingen beziehen. Nach beendigten Studien hielt sich mein Neffe in Braunschweig auf, weil er Lust hatte, in großherzogliche Dienste zu treten. Das Todesjahr seines Vaters war auch das seiner Großjährigkeit, und er empfing die Hinterlassenschaft des Legationsrathes. Herr Cäsar schien darauf gewartet zu haben, denn vier Wochen nach dem Antritte der Erbschaft verheirathete er sich mit einer jungen Sängerin, die er vom Parterre aus lieben gelernt hatte. Die Einzelnheiten dieser Heirath kenne ich nicht, mir ist selbst der Name der Sängerin unbekannt; ich weiß nur so viel, daß sie sehr schön und ein unbescholtenes Mädchen ist. Cäsar ist ein wenig Schwärmer, aber er war stets ein guter Junge, dem ich ein recht glückliches Loos gewünscht hätte. Nach der Hochzeit, die in aller Stille abgemacht wurde, ging er mit seiner jungen Frau auf Reisen, und es verflossen mehrere Jahre, ohne daß ich etwas von ihm hörte. Da erhielt ich vor vier Wochen einen Brief von Frau von Beck, in dem sie mir anzeigte, daß Cäsar gemüthskrank zu werden scheine, wenn er es nicht schon sei; sie glaube, schrieb sie, die Schwermuth ihres Mannes sei vorzüglich dadurch entstanden, daß der Bruder seines Vaters,

der einzige Verwandte auf dieser Welt, ihm zürne, und sie könne begreifen, daß ihre Heirath der Grund dieses Zerwürfnisses sei. Darum bitte sie mich, dem Neffen ein freundlicher Onkel zu sein und ihm die Freudigkeit des Gemüths durch einen väterlichen Brief zurückzugeben. Die Frau schreibt vortrefflich, und ich muß bekennen, daß mich ihre zärtliche Liebe zu Cäsar tief gerührt hat. Nun aber möchte ich wissen, in welcher Beziehung mein Neffe sich über mich zu beklagen hat?" rief der Senator. „Ich habe mich nicht von ihm, sondern er sich von mir zurückgezogen. Hätte er an mich geschrieben, so würde ich ihm freundlich geantwortet haben, denn die Heirath mit seiner Sängerin kümmerte mich nicht, weil er, und nicht ich, mit seiner Frau zu leben hat. Ich bin und bleibe Garçon, so lange ich athme. Die Sache machte mir Sorgen, denn Cäsar ist mein einziger Verwandter und ein guter Junge, ich möchte nicht, daß er durch ein Vorurtheil unglücklich würde. Er glaubte, ich sei ihm böse — und doch hat er keine Beweise davon. Dies läßt allerdings auf Hypochondrie schließen, eine Krankheit, an der auch sein Vater gelitten hat, und die ihm das Leben bis zur Unleidlichkeit verbitterte. Ich hielt es für Pflicht, dem Fortschreiten des Uebels, zu dem ich Anlaß gegeben haben soll, vorzubeugen und entschloß mich zu einer Reise nach

Leipzig, um meinen hypochondrischen Neffen zu beobachten, ohne daß er es weiß, denn es soll nicht scheinen, als ob ich ihm nachliefe. Nun bin ich seit einigen Tagen in Leipzig, und zog unter der Hand Erkundigungen ein. Niemand konnte mir nähere Auskunft geben, weil Cäsar sich nur kurze Zeit hier aufhält und wenig bekannt ist. Gestern erfuhr ich, daß Herr Bernhard Rudolphi mit Cäsar, und Madame Rudolphi mit Frau von Beck in sehr freundschaftlichen Verhältnissen stehen; da der glückliche Zufall es außerdem auch wollte, daß ich an Sie empfohlen war, so zögerte ich nicht einen Augenblick, mich Ihnen vorzustellen, um Sie zu bitten, mir in der Erreichung meines Zwecks behilflich zu sein."

Bernhard hatte mit Erstaunen zugehört. Das Leben des Mannes, auf den er einen glühenden Haß geworfen, lag jetzt klar vor ihm. Daß Wilhelmine früher dramatische Künstlerin gewesen, hatte er nicht gewußt — er glaubte sich jetzt die besondere Freundschaft zwischen ihr und Elisen erklären zu können. Aber auch sein Verdacht erhielt neue Nahrung, und Elise erschien ihm doppelt strafbar.

„Mein Herr," fragte er nach einer Pause, „auf welche Weise kann ich Ihnen nützlich sein?"

„Zunächst dadurch, daß Sie mich den Zustand meines

Neffen kennen lehren, den wohl Niemand besser wissen kann, als Sie, da Sie mit ihm befreundet sind. Auf Offenheit glaube ich um so mehr rechnen zu können, da Sie Ihrem Freunde einen Dienst erzeigen, den er Ihnen von Herzen danken wird."

„O gewiß, Sie können auf meine Offenheit rechnen!" rief Bernhard in einem Anfluge von Bitterkeit, denn er fühlte das Bedürfniß, dem Senator, der ihm ein würdiger Mann zu sein schien, sein Herz auszuschütten. „Aber ich sende die Bemerkung voraus, daß ich durch meine Offenheit nicht dem Neffen, sondern nur dem Onkel einen Dienst leiste."

„Wie?" fragte erstaunt der Senator. „Demnach werde ich nichts Gutes hören."

Bernhard war so aufgeregt, daß sich sein Gesicht röthete. Der Zorn darüber, daß ihm Elise den frühern Stand Wilhelminens verschwiegen, also ein Geheimniß vor ihm hatte, trieb ihm die Galle in das Blut.

„Urtheilen Sie selbst, mein Herr!" fuhr er fort. „Wir lernten Herrn von Beck und Gattin in Carlsbad kennen, oder richtiger gesagt, unsere beiden Frauen lernten sich kennen, denn ich verhehle es nicht, daß Herr von Beck nie meine Sympathie gehabt hat. Nach beendeter Kur entschloß sich Ihr Neffe, aus Rücksicht für seine Frau, wie er sagte, den Winter in Leipzig zu verleben.

Hier ward die Freundschaft der beiden Frauen so innig, daß sie einen Reflex auf die beiden Männer warf. Kurz mein Herr, das Gerücht amalgamirte Elisen, Cäsar, Wilhelmine und Bernhard Rudolphi. Die Welt weiß, daß auch meine Frau einst der Bühne angehörte, und Sie, Herr Senator, wissen ohne Zweifel, daß eine Schauspielerin, wenn sie in das Privatleben übergetreten ist, immer noch mit Vorurtheilen zu kämpfen hat. Aus diesem Grunde veranlaßte ich meine Frau, den intimen Umgang mit Frau von Beck aufzugeben."

„So!" murmelte der Senator. „Und Cäsar?"

„Cäsar ist derselbe geblieben."

„Hypochonder?"

„Wenn Sie zugeben, daß man aus Hypochondrie ein Spieler ist — ja!"

„Wie, Cäsar spielt? Natürlich Whist, L'hombre—"

„Nein, mein Herr, er spielt an der Spielbank in Köthen, wo man ihn vor kurzer Zeit die ganze Nacht gesehen hat. Abends fährt er still und heimlich hinüber, und Morgens kommt er zurück. Ich überlasse es Ihrem Ermessen, ob dies ein Zug von Hypochondrie ist. Und dazu kommt noch, daß er bedeutende Schulden gemacht hat. Ein Mann, der mit reichen Leuten verkehrt, hat Credit."

„Was ist das?" dachte der Senator. „Sollte man

auch mit meiner Gutmüthigkeit spielen wollen? Will die Schauspielerin mich zu einem Komödien-Onkel machen?"

„Dies ist Alles, mein Herr, was ich Ihnen über Cäsar von Beck sagen kann."

„Es genügt, um meine Ansicht festzustellen," antwortete der Senator, indem er aufstand. „Nehmen Sie meinen Dank nud die Versicherung, daß ich zu Gegendiensten bereit bin."

„Discretion empfehle ich nicht, da Sie es begreiflich finden werden, daß sie nur unter den obwaltenden Umständen angenehm ist."

Der Senator reichte dem jungen Manne die Hand, nahm seinen Hut, und verließ das Zimmer. Gleich nach dem Senator verließ auch Rudolphi das Haus.

## V.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als Lorenz zu seinem Herrn in das Zimmer des Hôtels trat, das er seit acht Tagen bewohnte. Der Senator befleißigte sich der Verdauung eines reichlich genossenen Mittagsmahls; er befand sich in einer gewissen behaglichen Ruhe, in dem glücklichen Zustande, der genau die Mitte hält zwischen dem Tiefsinne des philosophischen Denkers und

der Zufriedenheit wiederkäuender Thiere. Ein Psycholog, — ich erinnere mich seines Namens nicht mehr — nennt diesen Zustand die materielle Melancholie der Gastronomie. Wie man sieht, hatten die übeln Nachrichten von dem Neffen dem Onkel den Appetit nicht verdorben.

„Was willst Du, Lorenz?"

„Herr Senator, ich habe eine Wohnung gefunden, die für uns paßt."

„Hast Du sie gemiethet?"

„Nein; die Besitzerin des Hauses verlangt, daß Sie selbst den Contract mit ihr abschließen."

„Die Besitzerin?" murmelte der Senator in einem Tone, der sein Mißfallen über dieses Wort verrieth.

„Mir wäre freilich ein Besitzer lieber gewesen; aber da die Zimmer elegant und bequem sind, und das Haus in der Nähe der Wohnung Ihres Neffen liegt, so halte ich dafür, daß wir ein Auge zudrücken."

„Laß einen Fiaker kommen!"

„Herr Senator!"

„Lorenz?"

„Ich glaube nicht daran, daß Herr Cäsar ein Spieler geworden ist. Man hat ihn verleumdet."

„Mir wäre es lieb, wenn Du Recht hättest. Um die Wahrheit zu erfahren, werden wir einige Zeit hier bleiben."

„Das beruhigt mich; ich hole den Fiaker.“

Nach einer Viertelstunde bestiegen Herr und Diener den Wagen, der bald darauf vor einem großen, unfreundlichen Hause hielt. Lorenz ging durch die offene Hausflur in den Hof, und zog dort an einer Glocke, die sich neben der Thür des Hinterhauses befand. An dieser Thür war ein Schild mit der Aufschrift befestigt: „Dr. Nataß, praktischer Arzt und Geburtshelfer.“ Eine Magd öffnete.

„Wir wünschen Madame zu sprechen!“ sagte Lorenz.

„Treten Sie gefälligst in dieses Zimmer; ich werde Madame rufen.“

Die Magd ließ den Senator in ein kleines Vorzimmer treten. Lorenz, der seine Pflicht kannte, blieb auf der schmalen Hausflur zurück. Der Senator ließ sich auf einem Stuhle nieder, und wartete. Da hörte er in dem angrenzenden Zimmer, dessen Thür geschlossen war, Stimmen. Bei der tiefen Stille, die in dem Hause herrschte, konnte er jedes Wort verstehen. Ohne es zu wollen, ward er Zeuge folgenden Gesprächs:

„Herr Doctor,“ sagte eine Frauenstimme, „es liegt mir viel, sehr viel daran, Gewißheit über den Gesundheitszustand der jungen Dame zu erhalten. Man sagte mir, sie habe die Schwindsucht.“

„Und Sie glauben nicht daran, Madame?“ fragte die sanfte Stimme des Arztes.

„Ja, ich habe Gründe dazu. Von Ihrem Ausspruche hängt mein Entschluß ab, der für die betreffende Dame von Wichtigkeit ist.“

„Um ein richtges, gewissenhaftes Urtheil zu geben, müßte ich die Dame ärztlich untersuchen.“

„Dies möchte ich vermeiden. Die Leidende soll nicht ahnen, daß etwas geschieht, um ihren Gesundheitszustand zu erforschen, viel weniger noch, daß ich ein lebhaftes Interesse an ihr nehme. Um Ihnen Alles zu sagen: ich halte die Krankheit für erdichtet, man will eigennützig einen Zweck erreichen.“

„Wie aber soll ich es anfangen, mich der Dame zu nähern, die ich nicht kenne?“

„Das wird schwer, aber nicht unmöglich sein, mein Herr. Für jetzt liegt mir daran, zu erfahren, ob Sie geneigt sind, sich der Untersuchung gegen ein Honorar von zehn Louisd'or zu unterziehen.“

„Sie sehen mich bereit,“ antwortete der Doctor.

„Und Sie glauben, daß eine Unterhaltung oder Beobachtung genügt, um Gewißheit zu erhalten?“

„Es giebt Zeichen, die den Augen des erfahrenen Arztes nicht entgehen. Uebrigens werde ich mich bemühen, genau zu beobachten. Ob ein Leiden vorhanden ist,

läßt sich auf diese Weise wohl erkennen; aber die Natur dieses Leidens — —"

„Gleichviel, ich erwarte das Resultat Ihrer Beobachtungen, Herr Doctor."

„Wie aber nähere ich mich der Dame, ohne Verdacht zu erwecken?"

„Ich habe bereits ein Mittel ersonnen. Die junge Frau wird zu Ihnen kommen, um Nachrichten von ihrer Mutter in Empfang zu nehmen, mit der sie seit langer Zeit auf einem gespannten Fuße lebt. Die Mutter nun beauftragt Sie, der Tochter mitzutheilen, daß sie bereit sei, Unterstützung zu gewähren, wenn das Geld nicht in die Hände ihres Mannes geräth, der ein leidenschaftlicher Spieler sein soll. Ich bitte Sie, diese fünfhundert Thaler der jungen Dame einzuhändigen. Während der Unterhaltung wird es Ihnen wohl möglich sein, die vermeintliche Kranke zu beobachten und eine Ansicht von ihrem Zustande zu gewinnen."

„So habe ich wohl die Ehre, die Mutter der Dame vor mir zu sehen?"

„Nein, mein Herr; Madame Bertram in Braunschweig, die Muttter, ist meine Freundin, die durch Kränklichkeit abgehalten wird, zu reisen. Ich leiste ihr diesen Dienst bei Gelegenheit meines Aufenthaltes in

Leipzig. In einigen Tagen werde ich mir erlauben, Sie wieder zu besuchen."

„Ich werde nicht verfehlen, den mir gewordenen Auftrag zu realisiren!"

Jetzt ward die Thür geöffnet, und eine reichgekleidete Dame erschien. Sie trug einen weißen Atlashut mit Straußfedern und einen kostbaren mit Zobel verbrämten Pelzmantel. Die Hände staken in einem großen Muffe, ebenfalls aus Zobelpelz. Der Senator erhob sich. Ueberrascht trat er einen Schritt zurück, als er in der Dame seine feindliche Reisegefährtin erkannte. Mit einem ironischen Lächeln verneigte er sich. Schon wollte die Landdrostin danken; da aber erkannte sie auch ihren Feind — sie warf den Kopf zurück, daß die Locken über ihre leicht geschminkten Wangen fielen, und verließ hastig das Zimmer und das Haus.

„Entschuldigen Sie!" sagte der Doctor, indem er an dem Senator vorüberging und der davoneilenden Dame das Geleit gab.

Gottfried Christian Beck hatte nicht lange Zeit, über dieses zufällige Zusammentreffen sich zu wundern und zu lächeln, denn gleich nach der Entfernung des Doctors trat eine Frau ein, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Diese Frau war groß und korpulent; trotzdem aber schien ihr Kopf unverhältnißmäßig dick zu

sein. Die Backen — wir würden Wangen sagen, wenn der Ausdruck nicht zu zart wäre — die Backen, die Stirn, die Nase und das fette Kinn waren von einem scharlachrothen Firniß überzogen, in dem sich an manchen Stellen kleine Erhöhungen zeigten. Durch die schmalen braunen Lippen schimmerte ein scharfes, schneeweißes Gebiß. Ein schwarzes Flortuch, dessen Spitze in den Nacken hinabsank, bedeckte das dünne flachsgelbe Haar, das über der kugelrunden Stirn gewaltsam zu einem Scheitel geordnet war. In dem linken Arme trug die Frau ein zierliches schwarzes Körbchen, in dem ihr weißes Schnupftuch und ein Schlüsselbund lagen. Mit einem holdseligen Lächeln und einer Verneigung à la Gurli grüßte die Frau vom Hause.

Hätte sich der gute Senator nicht in der Melancholie der Gastronomie befunden, so würde es ihm unmöglich gewesen sein, bei diesem naiven Gruße das laute Lachen zu unterdrücken. Es gelang ihm, seinen Ernst zu bewahren.

„Sie haben sich diesen Morgen nach meublirten Zimmern erkundigen lassen?"

„Ja Madame!"

„Wie viel gedenken Sie monatlich anzulegen?"

„Der Preis gilt mir gleich, wenn ich elegant und bequem wohne."

„Ich bitte, folgen Sie mir, ich werde Ihnen die Localität zeigen.“

Man stieg zu dem ersten Stocke hinan. Die Zimmer, die der Senator hier sah, fanden seinen Beifall.

„Was fordern Sie Miethszins?“ fragte er.

„Monatlich fünfzehn Thaler.“

„Gut, so werde ich mit dem Herrn Doctor Nataß abschließen.“

„Verzeihung, dies ist meine Sache!“ sagte die Dame pikirt.

Gottfried Christian Beck war Senator, mithin ein wenig Jurist. Außerdem ließ er sich in Geschäftsangelegenheiten nicht gern mit Frauen ein.

„Ein rechtsgiltiger Abschluß kann aber doch nur stattfinden, wenn der Herr Doctor — —“

„Ich contrahire unter Beitritt meines Mannes — der Form wegen!“

„Ah, unter Beitritt Ihres Mannes!“ antwortete gedehnt der Senator, den die Herabsetzung der Manneswürde pikirte. „Contrahiren Sie gefälligst mit meinem Bedienten, ich werde dann dem Contracte beitreten.“

Das flammende Gesicht der Hausfrau schien Funken zu sprühen. Ihr blaugrünes Auge warf durchbohrende Blicke auf den kleinen, dicken Mann, der ruhig die Einrichtung des Zimmers betrachtete. Gern hätte sie den

Unverschämten, der ihre Autorität nicht anerkennen wollte, abgewiesen; aber die Aussicht auf den reichen Gewinn und die Lust, sich an ihm zu rächen, mäßigte den Zorn.

„Wann wollen Sie das Zimmer beziehen?“ fragte sie lächelnd.

„Lieber heute, als morgen; das Getümmel in dem Hôtel ist mir lästig.“

„Morgen früh werden Sie alles bereit finden.“

„Nehmen Sie diesen Doppellouisd'or als Angeld. Nicht wahr, der vollkommensten Ruhe darf ich mich versichert halten?“

„Es wird Sie keine Fliege stören, mein Herr!“

„Und darf ich dieses Piano benützen?“

„Es gehört zur Ausstattung des Zimmers.“

Der Senator grüßte und entfernte sich. Er trat mit Lorenz, der im Hause gewartet hatte, auf die Straße. Dem trüben Himmel entströmte ein dichter Regen.

„Wo ist unser Wagen, Lorenz?“

Beide sahen sich vergebens nach dem Fiaker um, er war verschwunden.

„Das begreife ich nicht,“ murmelte der lange Bediente; „ich habe den Kutscher noch nicht bezahlt. Vielleicht hat ihn die Dame genommen, die vorhin den Doctor verließ.“

„Hast Du der Dame näher in das Gesicht gesehen, Lorenz?“

„Nein, sie zog den Schleier herab, als sie an mir vorüberging.“

Der Senator schwieg; aber er dachte daran, daß die Landdrostin eine kleine Rache an ihm geübt haben könne, indem sie sich bei diesem Wetter seines Miethwagens bemächtigt. Und er täuschte sich nicht: die alte Dame hatte dem Kutscher zwei Thaler geboten, und dieser war eigennützig genug, um das Geld auf Kosten seines ersten Passagiers zu verdienen. Was war nun zu thun? Lorenz wußte aus Erfahrung, daß es bei schlechtem Wetter schwer sei, einen Fiaker aufzutreiben; er wollte so eben den Vorschlag aussprechen, der Herr möge in dem Zimmer des Doctors warten, bis er einen Wagen besorgt hätte — da rasselte ein Fiaker die Straße herab. Nach einigen Augenblicken erkannte er den treulosen Kutscher, der rasch vorüberfahren wollte, als er die beiden betrogenen Passagiere sah. Der lange Bediente, ein Feind aller Unredlichkeiten, rief dem Kutscher zu; als dieser nicht hörte, griff er ohne Bedenken dem Pferde in die Zügel.

„Halt,“ rief er, „wir haben den Wagen gemiethet!“

„Er ist besetzt!“ antwortete der Kutscher.

„Gleichviel, mein Herr hat das erste Recht!“ antwortete der erbitterte Lorenz, indem er den Schlag aufriß. „Wenn Sie nicht halten, melde ich Ihre Nummer der Polizeibehörde.“

Diese Drohung wirkte; der Kutscher ließ sich auf Unterhandlungen ein.

„Die Dame erlaubt wohl, daß Sie meinen Wagen mitbenutzen," sagte er. „Ich wollte sie an Ort und Stelle bringen, und dann zurückkommen. Das Wetter ist schlecht, Sie müssen sich vereinigen. Außerdem weiß Madame, daß ich engagirt war, ich habe es ihr gesagt."

Der Senator erkannte seine Feindin, die ruhig in dem Wagen saß.

„Ah," dachte er, „jetzt kann ich Gleiches mit Gleichem vergelten."

Er trat an den Wagen und stieg ein.

„Kutscher, ich will aussteigen!" rief die Landdrostin im Tone des Schreckens, als sie den dicken Mann erblickte, der sich gemächlich neben ihr niederließ.

Aber der gräßliche Kutscher hörte nicht, er war beschäftigt, den langen Lorenz, der rasch die Thür zugeschlagen hatte, zu sich auf den Bock zu ziehen. In dem Augenblicke, als die Landdrostin ihr Rufen wiederholen wollte, hieb der Kutscher auf sein Pferd, und der Wagen fuhr rasselnd weiter.

„Das ist ja ein schändlicher Zufall!" rief die erbitterte Dame.

„Schändlich, Madame! Dieses Adjectiv scheint mir unpassend zu sein!" antwortete lächelnd der Senator.

„Beruhigen Sie sich, ich trete Ihnen gern die Hälfte meines Wagens ab, und begleite Sie bis zu Ihrer Wohnung, die Sie bei diesem entsetzlichen Wetter nicht erreichen können. Dann trennen wir uns, und ich preise mich glücklich, Ihnen einen kleinen Dienst erwiesen zu haben."

„Ich nehme diesen Dienst nur an, mein Herr, weil ich nicht anders kann."

„Und ich leiste ihn, Madame, weil ich ihn nicht umgehen kann, ohne mich als einen unartigen Mann zu zeigen!" antwortete der Senator, den diese Impertinenz verletzt hatte.

Eine Pause trat ein. Die Landdrostin zitterte vor Aufregung in ihrem Pelzmantel. Gottfried Christian Beck lächelte still vor sich hin, obgleich ihm der Zorn das Gesicht ein wenig röthete. Ein heftiger Wind peitschte den Regen an die Fenster des Wagens, in dem es stark dämmerig war. Der Senator dachte über den sonderbaren Auftrag nach, den seine Nachbarin dem Doktor Nataß gegeben hatte. Es war ihm lieb, daß er das Haus des Doktors beziehen würde, denn so war es möglich, etwas Näheres über die seltsame Frau zu erfahren, die ein impertinenter Zufall so hartnäckig mit ihm zusammenführte. Die Feindseligkeiten, die in einem

Eisenbahn=Coupé begonnen hatten, wurden in einem leipziger Fiaker fortgesetzt.

„Bei dem Himmel,“ dachte Gottfried Christian Beck, „das ist mehr Verhängniß als Zufall!“

Der vorherrschende Zug in dem Charakter des Senators war Gutmüthigkeit; aber wie alle gutmüthigen Leute, so brauste er auch leicht auf, wenn sein Stolz verletzt oder eine seiner Schwachheiten angegriffen wurde, deren er, wie wir bereits mitgetheilt, mehrere besaß. Nach so vielen Mißgeschicken empfand er eine Art Mitleiden mit der armen Dame, deren Zittern er aus der Bewegung des Atlasmantels verspürte.

„Madame,“ begann er, „ich bedauere herzlich, daß ich Ihnen gegen meinen Willen Verdruß bereite; der Zufall scheint es sich vorgenommen zu haben, Ihre Ruhe zu stören, und ich ärgere mich, daß ich mich als Werkzeug dieses boshaften Zufalls muß gebrauchen lassen, der ich durchaus kein Interesse habe, Ihnen unangenehm zu sein. Vereinigen wir uns, dem Zufalle entgegenzuwirken.“

Der Senator erwartete eine höfliche, launige Antwort; er hatte sich getäuscht.

„Ich hoffe zu Gott, mein Herr, daß wir uns heute zum letzten Male gesehen haben!“ rief erbittert die Dame. „Man kann seine Vorkehrungen gegen Berührungen solcher Art treffen.“

In diesem Augenblicke hielt der Wagen. Lorenz sprang vom Bocke und öffnete die Thür. Die Landdrostin wollte aussteigen. Als sie die amaranthfarbige Livree mit den weißen Knöpfen erblickte, fuhr sie zurück und rief:

„Der widerwärtige Mensch! Berühre Er mich nicht!"

„So steigen Sie allein aus!" antwortete der erstaunte Diener, indem er zurücktrat.

Die alte Dame verließ stolz den Wagen, und verschwand in der Dämmerung. Lorenz sah, wie sie an dem Glockenzuge der nächsten Hausthür zog, und dann eingelassen ward.

„Regnet es noch, Lorenz?"

„Sehr stark, Herr Senator."

„So setze Dich zu mir."

Lorenz stieg ein. Der Fiaker brachte Herrn und Diener nach dem Hôtel. Hier inquirirte der Senator den Kutscher, um zu erfahren, wie seine seltsame Feindin zum zweiten Male mit ihm in Berührung gerathen sei. Der vor Denunciation ängstliche Bursche berichtete treuherzig:

„Gleich nachdem Sie in das Haus des Doktors gegangen waren, kam jene vornehme Dame. Als sie sah, daß es regnete, rief sie mir zu: der Herr den ich gefahren, hätte länger als eine halbe Stunde bei dem

Doktor zu thun, sie wolle mir zwei Thaler geben, wenn ich sie rasch nach Nr. 11 in derselben Straße und dann nach Hause fahren wolle. Die Zeiten sind schlecht, man muß zu verdienen suchen — ich nahm das Geld, und ließ die Dame einsteigen. Ich fuhr sie nach Nr. 11, wo sie klingelte, und einen Brief abgab, ohne das Haus zu betreten. Dann stieg sie rasch wieder ein, und ich wählte den kürzesten Weg, um nach einer halben Stunde wieder zu Ihren Diensten zu sein. Da standen Sie vor dem Hause des Doctors — das Uebrige wissen Sie."

Während Lorenz den Kutscher bezahlte, stieg der Senator die Treppe hinan.

„Sie hat gelogen, um mir einen Possen zu spielen!" murmelte er vor sich hin. „Ihr Haß muß groß sein, daß sie sich einer Lüge bedient. Ein Mann würde das nicht gethan haben. O die Frauen!"

## VI.

Cäsar von Beck hatte unglücklich gespielt, er war völlig ohne Geld. Zwei Wucherer, bei denen er angefragt, hatten ihm den Credit verweigert, und ein dritter drohte ihm mit der Schuldklage. Der Verzweiflung nahe, war er gegen vier Uhr Nachmittags in seine Wohnung zurückgekehrt. Kaum hatte er sein Zimmer

betreten, als Wilhelmine erschien; sie hatte Toilette zum Ausgehen gemacht.

„Cäsar, ich will mir neue Musikalien aus der Leihanstalt holen; diesen Abend bleiben wir zu Hause und unterhalten uns am Piano."

„Gehst Du allein?" fragte Cäsar, indem er seine Gattin besorgt ansah.

„Die Magd begleitet mich. Bevor es dämmert, werde ich zurückgekehrt sein."

Der junge Mann fühlte das Bedürfniß, allein zu sein. Er küßte Wilhelminen, und führte sie die Treppe hinab. Von der Magd gefolgt, verließ sie das Haus. Cäsar befand sich allein in der Wohnung. Es hinderte ihn nichts, seine traurige Lage zu überdenken. Den Rest des baaren Vermögens hatte der Aufenthalt im Bade gekostet, ihm blieb nur noch das väterliche Haus in D., das vielleicht einen Werth von achttausend Thalern hatte. Er faßte den Entschluß, einem Advokaten jener Stadt Auftrag zu geben, das Haus zu verkaufen und so rasch als möglich Geld zu senden.

„Es ist unmöglich, mir dieses Grundstück zu erhalten," murmelte er vor sich hin. Ich habe an Wilhelminens Mutter geschrieben und ihr den Zustand des armen Wesens geschildert — die herzlose Frau antwortet nicht einmal. Soll ich mich an meinen Onkel wen-

den? Nein, er ist ein Hagestolz, der mich verlacht und verhöhnt, der die Frauen nicht leiden kann, weil er ihnen alles Unglück zuschreibt, das die Männer betrifft. Er darf nicht wissen, daß ich verheirathet bin, dann bleibe ich sein natürlicher Erbe. Bis zu seinem Tode muß die Summe ausreichen, die ich aus dem Verkaufe des Hauses löse. Es handelt sich jetzt darum, die augenblickliche Verlegenheit zu beseitigen. Aber wie? Wenn es mir nicht gelingt, bis morgen Geld anzuschaffen, erfährt Wilhelmine meine zerrütteten Finanzverhältnisse, sie wird sich grämen und dadurch die Krankheit beschleunigen, die ich bisher mit der größten Aufopferung bekämpft habe. Das muß ich verhindern, es wäre sonst all mein Bemühen vergebens gewesen. Wilhelmine, mein lieber Engel, ich werde Dich mir so lange als möglich zu erhalten suchen! Stirbst Du, so sterbe ich mit Dir, — ohne Dich hat das Leben keinen Reiz für mich!

Er öffnete den Secretair und schickte sich zum Schreiben an. Da ward draußen die Glocke gezogen.

„Sollte meine Frau schon zurückkehren?

Cäsar schloß den Secretair wieder, ging hinaus und öffnete die Thür. Die Frau des Hausmanns trat ein.

„Ist Frau von Beck zu sprechen?"

Cäsar sah, daß die Frau einen Brief in der Hand hielt.

„Warum?"

„Es ist ein Brief angekommen, den ich ihr eigenhändig überliefern soll."

„Wer brachte ihn?"

„Eine Dame."

„Geben Sie mir den Brief, meine Frau wird ihn erhalten."

Cäsar bemächtigte sich ohne Umstände des Briefes.

„Verlassen Sie sich darauf," sagte er, „meine Frau wird ihn erhalten."

Die Botin entfernte sich, indem sie dachte: das ist ein wunderlicher Mann; wie er zitterte, wie seine Augen glüheten — wahrscheinlich plagt ihn die Eifersucht. Nun, ich kann nicht dafür, daß der Brief in seine Hände gerathen ist.

Cäsar schloß die Thür und eilte in das Zimmer zurück. Hier betrachtete er den Brief von allen Seiten; er war mit einem punktirten Petschaft ohne Namen gesiegelt und hatte die Adresse: „Frau von Beck, hier — eigenhändig zu erbrechen."

„Was ist das? Ein Brief an meine Frau? Eigenhändig zu erbrechen? Dies ist ein Beweis, daß ich den Inhalt nicht kennen lernen soll. Die Adresse ist offenbar von der Hand eines Mannes geschrieben. Mein Gott, wenn Rudolphi dem Vertrauen nicht entspräche, das ich in ihn gesetzt! Wilhelmine ist schön, sie erregt

Interesse, wo sie erscheint — ich kenne ihr Ehrgefühl — der Annäherungsversuch eines Mannes würde sie tief verletzen — oder wenn ein Unberufener ihr Mittheilungen über mich machte, die ihr die Augen über unsere wahre Lage öffnen könnten — es ist nöthig, daß ich den Inhalt des Briefes kennen lerne, ehe sie ihn lies't. Verzeihe mir, Wilhelmine, mich leitet nicht Mißtrauen, sondern nur die Sorge für Deine Gesundheit, für die Ruhe Deiner Seele!"

Hastig und zitternd erbrach er den Brief. Dann trat er an das Fenster und las:

Madame!

„Verfügen Sie sich morgen, Nachmittags 4 Uhr, zu dem Doctor Nataß, der Ihnen Eröffnungen seitens Ihrer Mutter zu machen hat. Erscheinen Sie in Person, denn das, was Ihnen der Doctor mitzutheilen beauftragt ist, darf außer Ihnen Niemand wissen. Uebrigens vertrauen Sie dem würdigen Manne, der in alle Ihre Geheimnisse eingeweiht ist. Er allein ist das Organ, durch das Sie mit Ihrer Mutter verhandeln können. Entsprechen Sie dieser Aufforderung nicht, so haben Sie sich selbst die Schuld beizumessen, wenn eine Aussöhnung nicht zu Stande kommt. Vorläufig verschweigen Sie dem Herrn von Beck den an-

nähernden Schritt Ihrer Mutter, da man Gründe hat, ihn erst zur geeigneten Zeit davon in Kenntniß zu setzen."

Die Unterschrift fehlte.

„Die Wirkung meines Briefes an Madame Bertram in Braunschweig!" murmelte Cäsar. „Man hat also Gründe, mich vorläufig von den Verhandlungen auszuschließen. Aber warum? Zu welchem Zwecke? Warum antwortet die Mutter nicht mir, der ich an sie geschrieben habe? Mir wird Alles klar," rief er aus, nachdem er eine Minute rasch auf- und abgegangen war — „damals wollte man mir Wilhelminen nicht geben, jetzt will man sie mir wieder entreißen. Ah, Madame Bertram, Ihre Bemühungen werden fruchtlos bleiben! Es wird Ihnen nicht gelingen, die Liebe meines herrlichen Weibes zu erschüttern. Jetzt bereue ich, den Brief geschrieben zu haben; es wäre besser gewesen, wenn man unsern Aufenthalt nicht erfahren hätte. Für die kurze Zeit, die meine Wilhelmine noch zu leben hat, soll sie vor allen Anfechtungen gesichert bleiben. Und Sie, Herr Doctor Rataß, mögen warten, bis in alle Ewigkeit!"

Cäsar warf den Brief in den Ofen. Dann schrieb er an seinen Advokaten, und gab ihm Auftrag, das Haus zu verkaufen. Kaum hatte er den Secretair

geschlossen, als Wilhelmine wieder zurückkam; sie brachte ein großes Packet neuer Musikalien mit. Nachdem sie eine reizende Haustoilette gemacht, führte sie den Gatten zu dem Piano. Cäsar war Virtuos auf diesem Instrumente.

„Willst Du singen?“ fragte er.

Nur eine Scene aus Bellini's Nachtwandlerin — hier ist der Clavierauszug. Du weißt, Cäsar, daß die Amine meine Lieblingspartie war, und daß ich sie deshalb vor Allen hoch schätze, weil ich Dir darin gefallen habe.“

„Aber nur mit halber Stimme!“

Der Gatte spielte, die Gattin sang. Cäsar war erstaunt über die Stimme seiner Frau, die an Kraft, Fülle und Wohlklang gewonnen zu haben schien. Und wie geläufig, korrekt und rein sang sie die Coloraturen! Die Töne perlten rund und klar über die schönen Lippen. Das Cantabile trug sie mit einer Empfindung vor, die den Clavierspieler entzückte — er vergaß, seine Besorgniß über die Anstrengung auszusprechen. Wilhelmine sang die ganze erste Scene zu Ende.

„Wie habe ich gesungen?“ fragte sie lächelnd.

„Zum Entzücken!“

„Glaubst Du, daß ich mich vor dem großen Publicum hören lassen kann?“

„Um Gotteswillen, fasse diesen Gedanken nicht! Wilhelmine, wie kommst Du darauf?“ fragte Cäsar erschreckt, denn er fürchtete, daß sie seine Lage ahnte.

„Verzeihung, mein lieber Freund, die Eitelkeit ließ mich diese Frage aussprechen.“

In diesen Augenblicke ward die Klingel an der Saalthür heftig gezogen. Man hörte, daß die Magd öffnete. Gleich darauf trat Elise hastig in das Zimmer.

„Ist mein Mann hier?“ fragte sie ohne zu grüßen, Wilhelmine eilte ihr bestürzt entgegen.

„Nein! Mein Gott, was ist geschehen? Sie sind bleich und athemlos —“

Die erschöpfte Elise sank auf einen Stuhl.

„Er ist nicht hier?“ flüsterte sie. „Gut, nun bin ich ruhig. Verzeihung,“ fügte sie laut hinzu, wenn ich störe. „Erlauben Sie mir, daß ich ein wenig ruhe, dann entferne ich mich wieder.“

„Madame,“ sagte Cäsar, „Sie suchen Herrn Rudolphi bei uns — hieraus muß ich schließen, daß Sie einen besondern Grund zu dieser Voraussetzung haben. Ihr Herr Gemahl hat uns ein einziges Mal beehrt.“

„Zu meinem innigsten Bedauern; Bernhard ist ein Sonderling, er empfängt gern Besuche, aber er erwiedert sie nicht. Wenn ich ihn jetzt hier vermuthete, so kommt es daher, daß er mir versprochen hat, mich

um sechs Uhr abzuholen, denn Sie müssen wissen, daß ich meiner lieben Wilhelmine diesen Nachmittag einen Besuch zugedacht hatte — leider ward ich daran verhindert, und ich bin sehr rasch gegangen um ihm zuvorzukommen."

Wilhelmine sah Elisen mit fragenden Blicken an. Cäsar betrachtete seine Frau mit dem Ausdrucke des Argwohns.

„Meine Frau war ausgegangen," dachte er, „und Elise sucht ihren Mann — was ist das?"

Da ward abermals sehr heftig die Glocke gezogen.

„Wohin?" rief Cäsar seiner Frau zu, die sich entfernen wollte.

„Ich will nachsehen, —"

„Bleibe mein Kind, ich selbst werde öffnen!"

Der junge Mann verließ rasch das Zimmer.

„Elise, was beginnen Sie?" flüsterte Wilhelmine.

„Denken Sie an unsere Verabredung, liebe Freundin."

„Sagen Sie mir nur ein Wort der Aufklärung!"

„Mein Mann hat eine kleine Züchtigung verdient. Still, er kommt!"

Cäsar öffnete die Thür, und ließ Bernhard Rudolphi eintreten, der wild und verstört aussah.

„Hier ist Madame Rudolphi!" sagte Cäsar mit bebender Stimme.

„Ich komme, Dich abzuholen," stammelte Bernhard, zu seiner Frau gewendet.

„Und ich bin bereit, Dir zu folgen," antwortete Elise artig, ihren Platz verlassend.

Dann küßte sie die Freundin, grüßte Cäsar und hing sich an den Arm ihres Mannes, der, ohne zu grüßen, das Zimmer verließ. Die beiden zurückbleibenden Gatten sahen sich erstaunt an.

„Begreifst Du das, Wilhelmine?"

„Nein, Cäsar. Und doch — ich vermuthe etwas."

„Nun?"

„Rudolphi hat seine Frau in Verdacht, daß sie uns nicht meinetwegen besucht."

„Weswegen denn?"

„Deinetwegen. Er glaubt, sie sei lieber in Deiner Gesellschaft, als in der seinigen."

„Der arme Mann!" rief Cäsar lachend. „Man muß ihm diesen Wahn nehmen."

„Hast Du gesehen, was für eine traurige Rolle er spielte? Die Eifersucht treibt ihn, seine Frau und sich selbst zu blamiren. Die arme Elise! Es ist ein Glück, daß dieser Auftritt bei uns stattgefunden hat, die wir genau wissen, wie großes Unrecht Elisen geschieht."

Cäsar gedachte seines eigenen Argwohns und des Schrittes, den er bei Rudolphi gethan. Eine Art

Schamgefühl regte sich in ihm und röthete sein Gesicht. Wenn er gewußt hätte, daß auch ihm diese Lektion galt! Er führte seine Frau zu dem Piano, und spielte mit ihr, bis die Magd ankündigte, daß das Abendessen aufgetragen sei. Wilhelmine hütete sich wohl, von dem eifersüchtigen Ehemanne zu sprechen, obgleich sie mit Schmerz des stürmischen Abends gedachte, der ihrer armen Freundin ohne Zweifel bevorstand.

## VII.

Schweigend durchschritten die beiden Gatten die Straßen; sie, die gewohnt waren, in eleganter Equipage zu fahren, achteten jetzt des Kothes nicht, der ihre Füße durchnäßte. Der eifersüchtige Ehemann hatte alle Rücksichten vergessen, die er einer Frau schuldig war; er dachte an Nichts, als den furchtbaren Groll auszulassen, der seine Brust zu zersprengen drohete. Elise zitterte vor Aufregung und Frost; Bernhard gewahrte es nicht. Man kam zu Hause an. Elise betrat ihr Zimmer — Bernhard das seinige. Eine Stunde verfloß. Da trat Bernhard in das Zimmer seiner Frau. Elise, im Schlafrocke von gelber Seide, lag ruhig auf dem Sopha und las in einem Buche. Als sie ihren Mann erblickte, erhob sie sich und legte das Buch auf den neben ihr

stehenden Tisch. Bernhard war erstaunt über diese Ruhe; er hatte eine in Thränen aufgelöste Frau erwartet, und nun fand er ein schmerzlich lächelndes Gesicht, Züge, die einen leichten Hohn auszudrücken schienen.

„Elise," begann er mit erregter Stimme, „ich hatte mir vorgenommen, Dir meinen Entschluß schriftlich mitzutheilen; ich ziehe es vor, ihn Dir mündlich anzukündigen, um zu sehen, wie Du ihn aufnimmst."

„Du hast einen Entschluß gefaßt?" fragte anscheinend verwundert die junge Frau.

„Und zwar einen unumstößlichen."

„Darf man wissen, in welcher Angelegenheit?"

„In der wichtigsten meines Lebens."

„So sei meiner innigsten Theilnahme gewiß," antwortete Elise, indem sie den schönen runden Arm auf die Lehne des Sopha's legte, und ihren Mann aufmerksam ansah.

Bernhard zitterte bei diesem Blicke des himmlischen Wesens, in dem Alles lag: das unergründliche Weib, die Seele Eva's, die Fülle des Bösen und die Schätze des Guten, Verrath und Treue, Liebe und Verachtung. Ein Dichter hätte eine Prinzessin Eboli in Don Karlos und eine Zerline in Don Juan aus ihr machen können. Der eifersüchtige Gemahl verlor den Gleichmuth, mit

dem sich zu waffnen er eine Stunde gebraucht hatte; er sah sich gezwungen, auf Umwegen das Ziel zu erreichen.

„Elise, wir sind nun drei Jahre verheirathet," begann er. „Vor einem Jahre ward ich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, Dir zu sagen: Elise, ich habe Dir meine Ehre vertraut. Heute zwingst Du mich zu der Frage: Frau, was hast Du mit meiner Ehre gemacht? Antworte mir, wenn Du kannst, antworte mir!"

Die Züge der schönen Frau veränderten sich nicht.

„Ehe ich antworte," sagte sie ruhig, „erlaube ich mir eine Frage. Bernhard, was hast Du mit der Ehre Deiner Frau gemacht?"

„Madame!" fuhr der junge Mann auf.

„Mein Herr, wer hat mir diesen Nachmittag den Bedienten nachgeschickt? Wer läßt mich durch die Domestiken beobachten? Heißt das nicht meine Ehre mit Füßen treten?"

„Sie haben mein Vertrauen verscherzt, und so lange Sie meine Frau sind, habe ich ein Recht, über Sie zu wachen."

Elise's schönes Gesicht verzog sich zu einem bittern Lächeln.

„Ich habe nie Ihr Vertrauen besessen!" antwortete sie.

„Sie konnten es erwerben."

„Brechen wir ab!" sagte sie kurz. „Theilen Sie

mir den Entschluß mit, von dem Sie vorhin sprachen. Ich bin gefaßt, Alles zu hören."

Dann erhob sie sich, und ging langsam im Zimmer auf und ab.

„Madame, nach dem, was heute geschehen, ist es unmöglich, daß wir länger zusammen leben. Ich werde morgen die Scheidung beantragen. Das ist mein Entschluß."

„Diese Mühe können Sie sich ersparen, mein Herr!" sagte Elise, ohne ihren Gang zu unterbrechen.

„Wie? Warum?"

„Weil ich bereits diesen Nachmittag einen Sachwalter angenommen habe. Machen Sie keine Schwierigkeiten, so wird der Prozeß in wenig Wochen beendet sein."

Erstaunt schwieg Bernhard einige Augenblicke. Dann fragte er mit einem gewaltsam erkünstelten Lächeln:

„Darf man wissen, welchen Grund zur Scheidung Sie angegeben haben?"

„O gewiß! Der Advokat versicherte mich, daß es ein sehr triftiger Grund sei."

„Nun?" fragte der Gatte, indem er aufstand, beide Hände auf den Rücken legte und neben seiner Frau herging.

„Eine unbesiegbare Abneigung, die mir das Leben verbittert!" antwortete ruhig Elise.

„Gegen mich?"

„Gegen Sie, mein Herr!"

„O, das muß wohl sein, da Sie mich so rücksichtslos behandeln konnten. So darf man wohl auch annehmen, daß sich Herr von Beck scheiden läßt?" fragte Bernhard mit zitternder Stimme.

„Wilhelmine erwartet, daß sie von Ihnen darum befragt werde."

„Von mir?"

„Diese Erwartung ist sehr natürlich."

„Ah, Madame, Sie spielen eine reizende Komödie mit mir!" rief Bernhard mit einem verzweiflungsvollen Lachen. „Sie wissen, auf welchem Fuße ich mit jener Dame stehe. Präsumiren Sie nicht etwa auch, daß ich Frau von Beck nach der Scheidung heirathen werde?"

„Frau von Beck, mein Herr, ist eine eben so falsche Freundin, als Sie ein gleisnerischer Ehemann sind. Ich präsumire Alles. Während Sie die zarte Schönheit in meiner Gegenwart maltraitiren, hat sie sich vielleicht im Stillen Ihrer Zärtlichkeiten zu erfreuen. Sie verbieten mir den Umgang mit der Freundin, weil er Ihnen lästig ist. Sie fragen mich: Frau, was hast Du mit meiner Ehre gemacht? Ich antwortete Ihnen: mein Herr, Sie sind ein vortrefflicher Schauspieler! Sie spielen den Othello mit derselben Virtuosität wie den Jago. Sie sehen, Herr Rudolphi, daß ich Sie durch=

schaue. Darum stellen Sie Ihr Spiel ein, und beantragen Sie die Scheidung."

„Elise, glaubst Du das wirklich?"

„Fest und unerschütterlich. Ihre Liebe war Maske, wie jetzt Ihre Eifersucht Maske ist. Zu dieser Erkenntniß bin ich gelangt, seit ich Sie beobachtet habe. Wir kennen nun unsere gegenseitige Stellung und wollen uns ferner nicht mehr täuschen. Sie sind nicht mehr mein Mann, ich bin nicht mehr Ihre Frau. Sobald die Scheidung ausgesprochen ist, reise ich ab. Ich würde sofort Ihr Haus verlassen, wenn ich nicht bis zu dem letzten Augenblicke meine Ehre wahren wollte."

Bernhard blieb stehen und betrachtete einige Augenblicke seine Frau, die sich ruhig in den Sopha gesetzt und das Buch ergriffen hatte. Ihm schien, als ob sie heute schöner wäre, als sonst. Aber welche Seele barg diese reizende Hülle? Sie bürdete ihm Dinge auf, an die er im Leben nicht gedacht hatte. Die Eifersucht regte sich wieder

„Elise," fragte er, „in welcher Absicht warst Du bei Beck's?"

„Um mich zu überzeugen, daß Sie dort waren. Sie kamen, und ich muß gestehen, daß Sie für den Augenblick meinen Verdacht vortrefflich abgeleitet haben. Außer-

dem danke ich Ihnen für die Zartheit, mit der Sie mich einer peinlichen Situation entrissen."

„Mein Gott, das ist zu arg!" rief Bernhard, vor Zorn erbleichend.

Elise zuckte lächelnd mit den Achseln.

„Liefern Sie den Beweis, daß ich mich getäuscht habe," antwortete sie dann.

„Madame, mit Ihnen zu rechten, die Sie neunundneunzig Arten besitzen, „Ja" zu sagen und eben soviel Variationen des „Nein" — ist eine Aufgabe, der ich mich nicht gewachsen glaube. Bleiben Sie bei Ihrem Entschlusse, ich werde bei dem meinigen bleiben." Er verneigte sich und verließ hastig das Zimmer.

Elise rief das Kammermädchen, ließ sich auskleiden, und ging zu Bett. Bernhard blieb noch lange auf, er beschäftigte sich mit der Frage: „wenn du dich täuschtest, wie sich Elise täuscht? Sie sieht dieselben Dinge, die du siehst. „Das Weib ist schön," rief er aus; „wäre sie doch auch so gut und treu!"

Er nahm sich vor, den Senator aufzusuchen. Von ihm hoffte er so viel Aufklärung über Cäsar von Beck zu erhalten, daß er danach das Verhältniß seiner Frau zu Wilhelminen beurtheilen konnte. Der Gedanke: die Eifersucht hat Elisen zu Wilhelminen getrieben, schmeichelte ihm. Eine Stunde später war er so ruhig, daß er sich

zu Bett legen konnte. Aber ein böser Traum plagte ihn — ihn träumte, Elise habe die Scheidung wirklich beantragt, und bleibe unerschütterlich in ihrem Entschlusse. Verdrießlich stand er am nächsten Morgen auf. Schon um neun Uhr ließ er sein Pferd satteln und unternahm einen Spazierritt, von dem er spät zurückkehren wollte.

Cäsar von Beck hatte einen schweren Tag; er wußte nicht, wo er Geld auftreiben sollte. Obgleich er das letzte Mal unglücklich gespielt hatte, so würde er doch seine heimliche Reise wieder angetreten haben, wenn die dazu erforderliche Summe in seinen Händen gewesen wäre. Als Wilhelmine zum Frühstück erschien, sah sie ungewöhnlich bleich aus. Cäsar zitterte, als er ihre Hand ergriff, sie brannte in Fieberhitze. Eingedenk der Ermahnungen des Arztes, sprach er seine Besorgnisse nicht aus; aber eine Centnerlast lag ihm auf dem Herzen. Wilhelmine war krank, und er hatte kein Geld. An wen sollte er sich wenden? Er dachte an Rudolphi — aber war nicht Elise die Freundin Wilhelminens? Konnte sie nicht von jener Seite her seine drückende Lage erfahren? Er dachte an die Schmucksachen seiner Frau — was aber sollte er ihr sagen, wenn sie die Juwelen, mit denen sie sich so gern schmückte, vermißte? Der Besuch eines Advokaten machte das Maaß der Bedrängniß voll.

„Herr K. hat Ihnen einen Wechsel zum Incasso übergeben?“ fragte Cäsar.

„Ja, Herr von Beck.“

„Ist es Ihnen möglich, mir acht Tage Frist zu gewähren?“

„Leider nein. Ich habe die strenge Ordre, Sie morgenfrüh verhaften zu lassen, wenn Sie heute den Wechsel nicht einlösen.“

„Das ist hart!“ antwortete Cäsar erbleichend. „Ich werde mit Herrn K. sprechen.“

„Er hat das Papier einem Dritten cedirt.“

„Wem?“

„Herrn Bernhard Rudolphi.“

„Ihm!“ murmelte der junge Mann. „Dann freilich kann ich mich nur durch Zahlung vor dem Schuldgefängnisse retten.“

„Ich bitte Sie, bis diesen Nachmittag vier Uhr das Geschäft zu ordnen.“

Der Advokat entfernte sich. Cäsar sank bestürzt auf einen Sessel.

„Ich ahne den Grund!“ dachte er. „Rudolphi will sich dafür rächen, daß ich ihn ersucht habe, den Umgang seiner Frau mit Wilhelminen zu unterbrechen. Oder wenn er, was noch schlimmer wäre, mich entfernen wollte, um — —“

Er legte beide Hände vor das Gesicht; der Gedanke, der sich ihm aufdrängte, machte ich schaudern.

„Ich verkaufe meine Möbel, wir reisen heute noch ab!“

Cäsar sprang auf und ergriff Hut und Stock. Plötzlich blieb er wieder stehen.

„Aber Wilhelmine kann nicht reisen, sie ist krank!“ murmelte er. „Soll ich ihr Leben auf das Spiel setzen? Die Luft ist rauh und kalt, die arme Frau darf das Zimmer nicht verlassen. O mein Gott, ich befinde mich in einer furchtbaren Lage. Hier die kranke Wilhelmine, dort Mangel — selbst Schuldarrest! Wo soll ich Hilfe suchen? Drei= bis vierhundert Thaler entreißen mich der Verlegenheit, der Schmach, dem Verderben!“

Der arme Mann ward ein Raub der Angst und Verzweiflung; er hätte nicht mehr vor dem ihm angedrohten Tode zittern können, als er jetzt vor dem Verluste seiner Frau zitterte, denn alle seine Gedanken flossen in den einen zusammen: Wilhelmine steht auf dem Spiele. Er fühlte das Bedürfniß, eine dritte Person in sein Geheimniß einzuweihen; wo aber sollte er Jemanden finden, dem er vertrauen konnte? Geld, Geld war die Losung, ohne Geld gab es kein Rettungsmittel. In einem qualvollen Zustande verließ er das Haus. Das Wetter war kalt, der erste Schnee fiel. Die rauhe Luft

that seinem glühenden Kopfe wohl. Düstern Blicks durcheilte er die Straßen. Da sah er an einer Thür ein Schild mit der Aufschrift: „Dr. Nataß.“ Er blieb stehen und überlegte, ob von diesem Manne, der Wilhelminen Eröffnungen seitens der Mutter zu machen hatte, keine Hilfe zu erlangen sei.

Rasch ging Cäsar in den Hof und sah das Schild und den Klingelzug. Er gab das Zeichen und eine Magd öffnete die Thür.

„Herr Doctor Nataß?“ fragte er.

„Ist zu Hause.“

„Kann ich ihn sprechen?“

„Er sitzt bei Tische.“

„Ich werde warten.“

Die Magd führte ihn in das Wartezimmer des Arztes. Hätte er gewußt, daß der Onkel in demselben Hause wohnte! Nicht zwei Minuten hatte der geängstigte Cäsar in dem Zimmer zugebracht, als die Glocke von Neuem gezogen ward. Gleich darauf ließ die Magd eine Dame eintreten. Es war die Landdrostin. Cäsar grüßte nachlässig die Dame, die ihm sehr ungelegen kam.

Der Doctor Nataß war ein viel beschäftigter Arzt, er mußte oft die Ankommenden warten lassen, wenn er ruhig essen wollte. Und so geschah es auch heute. Es verflossen zehn Minuten, dem Harrenden eine Ewigkeit.

Die Landdrostin stand auf und setzte sich wieder. Dann ging sie ungeduldig in dem kleinen Zimmer auf und ab. Aber kennt denn Cäsar seine Schwiegermutter nicht? wird der Leser fragen. Die Landdrostin war allerdings Wilhelminens Mutter, und hieraus läßt sich das Interesse erklären, das sie an der jungen Frau nahm; aber Wilhelmine hielt Frau Bertram für ihre Mutter, bei der sie erzogen war, und Cäsar lebte derselben Ansicht.

Cäsar sah durch das Fenster in den Garten; die Landdrostin setzte sich in den Sopha und betrachtete die schlanke, aristokratische Gestalt des jungen Mannes. Es verfloß eine Viertelstunde, aber immer erschien der Doctor nicht. Da erhob sich die ungeduldige Dame wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, grüßte flüchtig und verließ das Zimmer. In diesem Augenblicke bemerkte Cäsar, daß ein gesticktes Portefeuille in dem Sopha lag. Ohne Zweifel hatte es die Dame verloren; er ergriff es, und wollte ihr nacheilen. Indem er einen Blick auf das zierliche Taschenbuch warf, erkannte er die Ränder einer Anzahl Banknoten, welche die schmale Decke nicht ganz verbergen konnte. Wie gelähmt blieb Cäsar stehen; er suchte Geld, Geld allein konnte ihn retten, und hier hielt er eine Summe in der Hand, die vielleicht mehr als hinreichend war, um seine gräßliche Noth zu beseitigen. Der Gedanke einer Ver-

untreuung machte ihn schaudern — aber war er nicht gerettet, wenn er den Fund nur einige Tage behalten konnte? Der arme Mann zitterte am ganzen Körper, während seine Augen starr auf den Hunderttthaler-Banknoten hafteten.

„Ich gebe es morgen, übermorgen zurück!" murmelte er. „Ich bezahle den elenden Rudolphi, rette meine Freiheit, meine Ehre und bewahre Wilhelminen vor einer Gemüthserregung, die ihr leicht den Tod bringen kann."

Hastig verbarg er das Portefeuille und trat auf die Hausflur hinaus. Es war kein Mensch zu sehen. Die Thür ließ sich von innen leicht öffnen, und in der nächsten Minute stand Cäsar auf der Straße. Er entfloh, als ob er einen Mord begangen hätte. Sein Herz nahm stärkere, heißere Blutmassen auf, als früher in irgend einem Augenblicke seines Lebens, und strömte sie mit großer Gewalt wieder aus. Die widersprechendsten Gedanken durchtobten seinen Kopf, aber einer von ihnen beherrschte alle andern — es war der an Wilhelmine. Das Gewissen war nicht mächtig genug, die Besorgnisse der Liebe zu beschwichtigen. Er irrte durch die Promenade, bis er erschöpft an einem Baume stehen bleiben mußte.

„Ob die Summe wohl hinreicht?" fragte er sich.

Zitternd holte er das Portefeuille hervor und sah um sich, um sich zu überzeugen, daß ihn Niemand beobachtete, und prüfte den Inhalt; er bestand aus sieben Hundertthaler-Banknoten. Das war genug. Er nahm vier Stück davon, steckte sie in sein eigenes Taschenbuch, und verbarg das Portefeuille in seinem Rocke. Dann eilte er in die Stadt, suchte und fand den Advokaten. Eine Viertelstunde später war er in dem Besitze des verhängnißvollen Wechsels und einer Summe, die ihn vor Mangel schützte.

„Was mir die Menschen verweigerten, hat mir der Zufall gewährt!“ flüsterte er vor sich hin, um sich zu beruhigen. „Jene Dame hat mir gegen ihren Willen siebenhundert Thaler geliehen. Sobald ich kann, zahle ich das Kapital sammt Zinsen zurück.“

Cäsar kam in seiner Wohnung an. Wilhelmine befand sich besser, sie erwartete ihren Mann, um mit ihm das Mittagsessen einzunehmen. Sie empfing ihn mit dem zärtlichsten Kusse, den eine liebende Gattin spenden kann. Als Cäsar die reizende Frau in seinen Armen hielt, als er ihr himmlisches Lächeln sah und ihre Lippen auf den seinigen fühlte, war die Reue über das, was er gethan, völlig verschwunden; er fühlte selbst, daß er sich Vorwürfe gemacht haben würde, wenn er anders gehandelt, wenn er die Gelegenheit hätte

vorübergehen lassen, durch die er sich und seine Frau unabhängig von Rudolphi gemacht. In unruhiger Hast genoß er die Speisen, er trank mehr Wein als sonst. In einer Art Betäubung setzte er sich nach Tische in den Sopha. Wilhelmine nahm ihren Platz am Fenster ein, und begann zu sticken.

Bald war Cäsar in einen unruhigen Schlummer gesunken.

„Er muß krank sein!“ dachte die besorgte Gattin.

Cäsar hatte noch nie nach Tische geschlafen, aber heute hatte sich seiner nach der übergroßen Aufregung eine Abspannung bemächtigt, die dem Schlafe glich. Sein Geist fuhr fort, sich mit den stattgehabten Ereignissen zu beschäftigen.

Das Vergehen steht zu der Empfindsamkeit des Gewissens im Verhältnisse: es giebt Leute, die eine That für ein leichtes, zu entschuldigendes Vergehen halten, während dieselbe That bei andern die Ausdehnung eines Verbrechens annimmt. Zu den letzteren gehörte Cäsar. Die Stimme des Gewissens besiegte nach und nach die Sophisterei der Leidenschaft. Es erhob sich ein furchtbarer Kampf in seiner Seele.

„Nein, es ist kein Verbrechen!“ murmelte er im Schlafe.

Dann schwieg er wieder. Wilhelmine erschrak. Sie

sah, wie bleich ihr Mann war, wie alle Muskeln seines Gesichts convulsivisch zuckten.

„Ihn drückt ein Geheimniß!“ dachte sie. „Warum vertraut er mir nicht, daß ich es mit ihm theilen kann?“

„Rudolphi, Sie sind ein Elender, Sie haben mich zu einem Verbrechen getrieben!“ rief Cäsar, indem sein Gesicht den Ausdruck des Zornes annahm.

„Großer Gott!“ flüsterte Wilhelmin bestürzt, indem die Stickerei ihren Händen entsank. Dann stand sie auf und trat dem Schlafenden näher. „Sollte die Besorgniß um meine Gesundheit nicht der einzige Grund seiner Traurigkeit sein?“ fragte sie sich.

Cäsar's hatte sich eine Art Delirium bemächtigt; er fuhr fort, laut mit sich zu sprechen.

„Noch ist es Zeit — ich kann das Portefeuille, das ich gefunden, zurückgeben — dann ist das Verbrechen von mir abgewälzt!“ murmelte er. Heute noch, heute noch! Man kann mich erkannt haben! Soll Wilhelmine die Gattin eines Diebes sein? O Du mein Engel, die Schande wird Dich früher tödten, als die Krankheit! Ich besitze ja das Portefeuille noch — es steckt in der Brusttasche meines Oberrocks!“

Nach diesen Worten schauderte er heftig zusammen, als ob ihn ein Krampf befiele. Wilhelmine wollte ihn wecken; als sie aber sah, daß er wieder ruhig ward,

unterließ sie es. Unter den geschlossenen Augenlidern des Schlafenden quollen Thränen hervor. Auch Wilhelmine begann still zu weinen bei dem Anblicke ihres armen Mannes, denn sie wußte, daß er nur aus Liebe zu ihr sich einer Verirrung schuldig machen konnte. Jetzt erinnerte sie sich der verletzenden Behandlung wieder, die sie von Rudolphi erfahren hatte; sie glaubte sich den Grund derselben erklären zu können. Es war nach ihrer Meinung nicht daran zu zweifeln, daß Elisens Gatte wußte, Cäsar hatte ein Portefeuille gefunden und behalten. Aber warum legte man auf diesen Fund ein so großes Gewicht? Enthielt das Portefeuille werthvolle Papiere?

Leise trat sie in das Schlafzimmer und untersuchte die Brusttasche des Oberrocks ihres Mannes, der auf einem Stuhle lag.

Außer drei Hunderttbaler=Banknoten lagen einige kleine Papiere und eine Visitenkarte darin. Auf der Karte standen die Namen „Gottfried Christian Beck." Wilhelmine starrte das Blatt an. Sie erinnerte sich, daß Cäsar's Onkel so hieß. Kein Anderer als er konnte demnach der Besitzer des Taschenbuchs sein. Aber hatte er es auch verloren? Wenn dies der Fall, so mußte er in Leipzig sein, und dies ließ sich annehmen, da sie dem Onkel einen Brief geschrieben hatte.

„Armer Cäsar,“ dachte sie, wie es scheint, hast Du das Taschenbuch Deines Onkels gefunden, und Dein redliches Herz bereitet sich unnütze Sorgen! Aber sollte er die Karte nicht gelesen haben? Sollte er nicht wissen, wer der Eigenthümer des Portefeuilles ist?“ Neue Zweifel stiegen in ihr auf. Um diese zu beseitigen, gab es kein anderes Mittel, als Cäsar selbst zu fragen. Dann aber würde sie ihm zu erkennen gegeben haben, daß sie um ein Geheimniß wüßte, dessen Bewahrung ihm am Herzen lag. Sie kannte den Charakter ihres Mannes zu genau und vermochte die Folgen zu ermessen, die daraus entstanden, wenn sie sich als Mitwisserin dieser Verirrung zu erkennen gab. Sie beschloß, einen andern Vortheil aus diesem Zufalle zu ziehen. Nachdem sie einige Minuten überlegt, verbarg sie das Portefeuille in der Tasche ihres Kleides. Dann ging sie in das Zimmer zurück, um ihren Mann zu beobachten. Cäsar erwachte nach einer halben Stunde. Mit verstörten Blicken sah er um sich.

Nur mit Anstrengung vermochte er so viel Unbefangenheit zu erkünsteln, als nöthig war, um Wilhelminen den Zustand seines Innern zu verbergen. Die beiden Gatten blieben den ganzen Tag zu Hause. Um acht Uhr Abends ging Wilhelmine in die Küche zu der Magd.

„Ist ein Brief angekommen?" fragte sie leise.

„Ja, gnädige Frau."

Die Magd holte ein Couvert aus dem Küchenschranke. Wilhelmine und Elise hatten nämlich einen Briefwechsel verabredet, der durch die Magd besorgt wurde, um ihn den Männern geheim zu halten. Die junge Frau las:

Theuerste Freundin!

„Der Senator Beck aus Bremen ist hier; er hat meinen Othello besucht und von ihm Erkundigungen über Ihren Mann eingezogen. Ich erinnere mich, daß Sie mir gesagt haben, der Senator sei mit Ihnen verwandt. Da mir nöthig scheint, daß Sie von diesem Umstand Kenntniß erhalten, habe ich nicht versäumt, Ihnen auf dem verabredeten Wege diese Zeilen zu senden. Mein Mann verschließt sich seit gestern in seinem Zimmer; wir hören und sehen uns nicht. Nächstens mehr von Ihrer Elise."

„Der Onkel ist hier, also gehört ihm das Taschenbuch mit dem Gelde!" dachte Wilhelmine. „Wohlan, nun kann ich mein Versöhnungwerk vollbringen, und Cäsar's Fund soll mir dabei behilflich sein."

Cäsar war wirklich krank, er ging zeitig zu Bett. Schon früh am nächsten Morgen schickte Wilhelmine auf das Fremdenbureau, und ließ die Wohnung des Senators erfragen. Die Magd kam zurück. Auf dem Zettel war

das Haus des Doctor Nataß angegeben, das, wie die junge Frau wußte, ganz in der Nähe lag.

Um neun Uhr trat Wilhelmine in das Zimmer ihres Mannes. Er stand im Schlafrocke am Fenster und sah auf die Straße hinaus. Beide Gatten grüßten sich zärtlich wie jeden Morgen. Cäsar sah bleich aus, aber er schien ruhiger zu sein.

„Was mag dort angeschlagen sein?“ fragte er, indem er durch das Fenster auf die Straße zeigte.

Wilhelmine trat zu ihm und sah hinaus. Die Vorübergehenden blieben an der gegenüberliegenden Straßenecke stehen, und lasen begierig einen großen grünen Anschlagzettel.

„Man kündigt vielleicht eine neue Oper oder ein großes Concert an.“

„Ich möchte es wohl wissen!“ murmelte Cäsar.

„Deine Neugierde ist bald zu befriedigen. Ich werde die Magd abschicken, daß sie den Zettel liest.“

Sie ging hinaus. Die Magd, eine schon bejahrte Person, stand vor dem Herde.

„Rosine, an der Ecke unserer Straße klebt ein großer Zettel — gehe und sieh' nach, was man ankündigt.“

„Ich habe den Zettel schon gelesen, gnädige Frau.“

„Was kündigt man an?“

„Es ist eine gestickte Brieftasche mit siebenhundert Thalern verloren gegangen.“

„Mit siebenhundert Thalern?“ fragte die junge Frau.

Rosine hielt dieses Erschrecken für Erstaunen.

„Ja, gnädige Frau. Und hundert Thaler Belohnung hat man dem ausgesetzt, der sie auf dem Polizeibureau abliefert. Ach, wäre ich die Finderin!“ rief seufzend die alte Magd, indem sie mit dem Blasebalge das Feuer anfachte.

Die junge Frau ging in ihr Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab. Dann holte sie das Portefeuille aus dem Kasten ihrer Toilette, öffnete es und prüfte den Inhalt. Er bestand nur aus drei Banknoten à hundert Thaler. Entweder war noch ein zweites Portefeuille verloren, oder Cäsar hatte vierhundert Thaler ausgegeben. Wilhelmine glaubte das Letztere annehmen zu müssen, da ihr Mann von einem Verbrechen gesprochen hatte, wozu ihn Rudolphi gedrängt haben sollte. Und was konnte ihm außerdem Sorgen bereiten, wenn die Summe noch vollständig wäre? Er hätte in diesem Falle einfach das Gefundene zurückgeben können, und die Sache wäre abgemacht gewesen. Wilhelmine hatte bis jetzt an ein ausreichendes Vermögen ihres Mannes geglaubt — diese unglückselige Angelegenheit veranlaßte sie, das Gegentheil anzunehmen.

„Er ist arm," dachte sie, „und nun kann ich mir Manches erklären! Ist es möglich, so soll er nie vor mir erröthen — ich werde im Geheimen handeln! Seine Gemüthsstimmung erheischt die sorgfältigste Vorsicht."

Sie ging in das Zimmer zurück. Als sie den Gatten bleich und düster vor sich hinblickend in dem Lehnstuhle sitzen sah, hätte sie in Thränen ausbrechen mögen. Die Liebe gab ihr Kraft, ein freundliches Gesicht zu zeigen. Cäsar fragte nicht, aber er sah seine Frau mit unruhig forschenden Blicken an.

„Der Zettel," sagte sie, „enthält eine Auctionsanzeige."

„Nichts weiter?"

„Die Leute sind hier sehr neugierig!"

Man trank die Chokolate. Wilhelmine suchte nach einem Vorwande, um sich zu entfernen; er war bald gefunden. Sie machte eine einfache, geschmackvolle Toilette. Cäsar umarmte sie mit großer Innigkeit, hielt sie aber, gegen seine Gewohnheit, heute nicht zurück. Sie eilte durch die Straßen. An der nächsten Ecke las sie den großen Zettel. Die genaue Beschreibung des Portefeuilles beseitigte den letzten Zweifel. Sie bestieg einen Fiaker und ließ sich nach dem Leihhause fahren. Hier versetzte sie alle ihre Gold- und Schmucksachen, die sie bei sich trug. Sie forderte und erhielt auf die

werthvollen Juwelen die Summe von vierhundert Thalern. Nun ließ sich Wilhelmine nach dem Hause des Doctor Nataß fahren. Eine Magd sagte ihr, daß der Senator in dem ersten Stocke wohne. Auf dem Korridor trat ihr der lange Lorenz entgegen — er trug die Reste des Frühstücks seines Herrn.

„Ich möchte den Herrn Senator Beck aus Bremen sprechen!“ sagte Wilhelmine, nachdem sie den alten Diener gegrüßt hatte.

Lorenz sah die reizende junge Frau mit großen Augen an.

„Meinen Herrn?“ fragte er verwundert.

„Den Herrn Senator Gottfried Christian Beck aus Bremen.“

„Ganz recht. Wen habe ich die Ehre anzumelden?“

„Eine Dame, die ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen hat.“

„Nichts weiter?“

„Ich glaube, es wird genügen, um mir Zutritt zu verschaffen.“

Lorenz setzte seinen großen Präsentirteller auf einen Tisch, und ging in das Zimmer. Der Senator hatte bereits Toilette gemacht, denn er wollte ausgehen.

„Eine junge Dame, sagst Du?“ fragte er verwundert.

„Uud dabei ist sie so schön, wie ich noch selten eine gesehen habe.“

„Wie ist sie gekleidet?“

„Sehr elegant, Herr Senator. Ich glaube, man darf sie nicht abweisen.“

„Hm! So mag sie eintreten!“

Lorenz ordnete mit geübten Fingern die Cravatte seines Herrn, und bürstete mit einer kleinen Haarbürste, die er aus der Tasche gezogen, die dünnen Haare des dicken Senators, daß sie fest und glatt an den Schläfen lagen.

„Was denkst Du, Lorenz?“

„Ich würde an unsern Neffen denken, Herr Senator, wenn die Dame nicht so mädchenhaft aussähe.“

„Aber ich habe hier keine Bekanntschaften — “

„Nun, wir werden ja sehen.“

Der alte Diener öffnete die Thür und bat Wilhelminen, einzutreten. Im nächsten Augenblicke stand die junge Frau vor dem Senator. Erröthend grüßte sie den Onkel ihres Mannes durch eine graziöse Verneigung. Der Senator dankte mit der Würde eines Senators.

„Mein Herr, Sie haben ein Portefeuille mit siebenhundert Thalern verloren?“ fragte Wilhelmine.

„Wie, ich?“

„Herr Gottfried Christian Beck.“

„Sie kennen meinen vollständigen Namen, mein Fräulein.“

Madame wagte der Senator nicht zu sagen. Wilhelmine ließ sich nicht beirren; sie glaubte an eine Ausflucht des alten Herrn, der ihr jovial genug dazu erschien.

„Verzeihung, mein Herr, dann muß ich mich geirrt haben.“

„Ohne Zweifel. Aber aus welchem Grunde glauben Sie, daß ich ein Portefeuille verloren habe?“

„Weil eine Visitenkarte mit Ihrem Namen darin liegt. Hier ist die Karte.“

Der Senator nahm das kleine vergilbte Blatt.

„Wahrhaftig!“ murmelte er erstaunt, nachdem er die veraltete Schrift gelesen. Dann betrachtete er schweigend einige Augenblicke das Blatt. Plötzlich spiegelte sich in seinem Gesicht eine angenehme Ueberraschung ab.

„Mein Fräulein,“ sagte er hastig, „kann ich das Portefeuille sehen?“

Wilhelmine überreichte es. Die Hand des Senators zitterte ein wenig, nachdem er einen Blick auf die in Perlen gestickten Buchstaben des Deckels geworfen hatte.

„Sind Sie der Besitzer nicht?“ fragte die verwunderte Wilhelmine.

Der Senator antwortete nicht; er öffnete das Buch und holte den Inhalt heraus. Die Banknoten legte er

auf den Tisch. Die beiden andern, wie Briefe aussehenden Papiere öffnete und las er. Wilhelmine hatte sie aus Discretion unberührt gelassen. Die Lectüre erregte in dem Lesenden eine große Bewegung, und Wilhelmine, die ihn erstaunt beobachtete, glaubte zu bemerken, daß seine Augen feucht wurden.

„Mein Gott," murmelte er, „das ist ein wunderbarer Zufall! Mein Fräulein, wo haben Sie dieses Buch gefunden?"

„In der Straße — nicht weit von Ihrer Wohnung."

„Wann?"

„Gestern Abend. Diesen Morgen fordern große Anschlagzettel den Finder auf, es auf dem Polizeibureau gegen eine Belohnung abzuliefern. Ich zog es vor, die Andeutung dieser Karte zu benützen — —"

„Und Sie haben Recht gethan, denn andernfalls hätten Sie mich eines Vergnügens beraubt, das ich mit mehr als dieser Summe — er deutete auf die Banknoten — zu bezahlen geneigt bin. O, ich bitte, nehmen Sie das Ganze."

Wilhelmine trat erröthend zurück.

„Verzeihung, mein Herr — Sie sagten, daß Sie nicht der Eigenthümer seien —"

„Es ist wahr," antwortete der Senator, sich fassend. „Aber ich ersuche Sie, mich den Finder sein zu lassen.

Bestimmen Sie selbst den Lohn für diese Gefälligkeit. Daß dieses Portefeuille dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zugestellt werde, brauche ich wohl nicht zu versichern. Ich bürge Ihnen mit meinem Ehrenworte dafür."

Die junge Frau konnte sich zwar den Zusammenhang aller dieser Umstände nicht erklären, aber sie ging ohne Zögern auf den Vorschlag des Senators ein, zumal da sie den Hauptzweck erreicht hatte.

„Mein Herr," sagte sie, „darf ich mir einen Finderlohn erbitten?"

Der Senator verneigte sich.

„So erlauben Sie mir, daß ich mir diesen Abend eine Quittung über die richtige Ablieferung des Portefeuilles hole."

„Mißtrauen Sie mir?"

„Nein, mein Herr; aber ich bedarf ihrer zu meiner eigenen Beruhigung."

„Und darf ich wissen, wer mir die Ehre erzeigt —"

Wilhelmine verneigte sich, und verließ das Zimmer, ohne zu antworten.

„Das ist ein reizendes, aber stolzes Geschöpf!" dachte der Senator. „Ich habe immer geglaubt, daß der Eigennutz eine Hauptschwäche der Frauen ist — hier finde ich die erste Ausnahme. Wie Schade, daß ich nicht fünfunddreißig Jahre jünger bin!"

Er hüllte sich in seinen Pelz, und verließ, von Lorenz gefolgt, das Haus, nachdem er das Portefeuille zu sich gesteckt hatte. Sein erster Weg war der auf das Polizeibureau, um nähere Erkundigungen über das Portefeuille einzuziehen. Man nannte ihm eine Frau von Jasper und bezeichnete ihm das Haus, in dem sie wohnte.

## VIII.

Die Landdrostin hatte soeben mit Susannens Hilfe ihre Toilette beendet; sie stand vor dem Spiegel und legte ein wenig Roth auf die verblühten Wangen. Da ward leise an die Thüre geklopft. Die Dame schloß rasch ihr Schminkkästchen und rief mit lauter Stimme: „Herein!" Der Senator erschien auf der Schwelle, hinter ihm zeigte sich die lange Gestalt des alten Lorenz. Die Landdrostin fuhr entsetzt zurück, als sie die Gruppe der beiden ihr verhaßt gewordenen Männer sah. Aber auch das Gesicht des Senators verlängerte sich ein wenig bei dem Erblicken der alten Dame, deren Feind er durch das tückische Spiel des Zufalls geworden war.

„Frau von Jasper?" sagte der Senator, indem er sich verbeugte.

„Ich bin Frau von Jasper!"

Der Herr schloß dem Diener die Thür vor der Nase. Dann trat er der Bewohnerin des Zimmers näher und sah sie einen Augenblick schweigend an. Frau von Jasper verlor ihre Fassung.

„Mein Herr," rief sie, „Ihre Kühnheit artet in Insolenz aus! Bin ich denn in meinem Zimmer nicht mehr sicher vor Ihnen? Giebt es denn kein Mittel, mir Ruhe vor Ihnen zu schaffen? Was wollen Sie?"

„Meine Pflicht als ehrlicher Mann erfüllen — hier ist Ihr Taschenbuch, das ein Zufall, und diesmal ein guter Zufall, in meine Hände gerathen ließ. Nehmen Sie!"

„Das ist wahrlich ein seltsamer Zufall!" flüsterte überrascht die Landdrostin. „Ich habe dem Finder einen Lohn zugesichert — —"

„Ich leiste nicht darauf Verzicht!" sagte lächelnd der Senator. „Noch mehr, gnädige Frau: ich habe ihn mir bereits genommen. Prüfen Sie gefälligst das Taschenbuch."

„Das ist mir lieb!" rief die alte Dame, indem sie das Buch öffnete. „Jeden Dienst, den man mir leistet, pflege ich zu bezahlen. Aber die Summe ist ja vollzählig? Eine Visitenkarte und zwei Briefchen fehlen — —"

„Diese drei Dinge, gnädige Frau, betrachte ich als den Finderlohn."

Beide sahen sich einander forschend an. Die Landdrostin gerieth in peinliche Verlegenheit; der Senator lächelte.

„Aber haben die Briefe einigen Werth für Sie," fuhr er fort, „so bin ich bereit, sie Ihnen zurückzugeben."

„Mein Herr, wenn Sie nicht die Absicht haben, Ihren Spott fortzusetzen, so begreife ich nicht, was für ein Interesse Sie leiten kann — —"

„Ich werde Ihnen Aufklärung geben, gnädige Frau. Wenn ein Mann in seinem Leben, und zwar in seinen Jugendjahren, nur zwei Liebesbriefe geschrieben hat, so muß es ihm gewiß von großem Interesse sein, wenn er im Alter diese Briefe, die Ergüsse einer romantischen Schwärmerei, zu Gesichte bekommt. In diesem Falle stehe ich. Ich war drei= oder vierundzwanzig Jahre alt, als ich diese Briefe an die reizende Blandine Witt richtete. Heute finde ich sie in dem Portefeuille der Frau von Jasper. Der Zufall, gnädige Frau, war auf der Reise ein tückischer Kobold — jetzt macht er eine Tücke dadurch wieder gut, daß er uns sagt, wer wir uns einander einst waren — denn, bei Gott, ohne diesen Zufall würden wir uns nicht erkannt haben. Wir sind ja seit unserer Trennung um fünfundzwanzig Jahre älter geworden."

Die Entrüstung der Landdrostin war einer freudigen

Ueberraschung gewichen. Mit bewegter Stimme flüsterte sie: „Demnach wären Sie — ?"

Der Senator ergriff ihre Hand, drückte einen zarten Kuß darauf, und antwortete:

„Gottfried Beck, einst als junger Commis der glühendste Verehrer der reizenden Blandine."

„Und Sie haben mich auf der Reise wirklich nicht erkannt?"

„Ich würde sonst früher die Hand geküßt haben, ohne die ich bis zu diesem Augenblicke Garçon geblieben bin."

Frau von Jasper verneigte sich tief, indem sie flüsterte:

„Und ich bin seit einem Jahre Wittwe. Ihre Briefe, Herr Beck, sind mir in den einsamen Stunden meines Wittwenstandes die theuerste Erinnerung gewesen. Wie oft habe ich schmerzlich den Zufall bedauert, der uns trennte. Herr von Jasper war kein Mann für mich —"

„De mortuis nil nisi bene!" rief der Senator. „Der gute Landdrost ruhe in Frieden!"

„In diesen Wunsch stimme ich von Herzen ein!" fügte lächelnd die alte Dame hinzu.

Beide setzten sich in den Sopha. Nun folgte ein Austausch von Mittheilungen, die wir übergehen, da sie nicht unbedingt zu unserer Geschichte gehören. Nur das

dürfen wir nicht verschweigen, daß Blandine, jetzt Frau von Jasper, einst eine bildschöne Tänzerin gewesen, die neben Pepita de Oliva mit Ruhm bestehen konnte. Gottfried, ein hübscher, blühender Commis, wenn auch ein wenig klein, hatte sich ihrer Gunst in hohem Grade zu erfreuen gehabt, war aber, trotz seiner glühenden Liebe, von dem reichen Herrn von Jasper, der später Landdrost wurde, überflügelt. Der gute Gottfried hatte zu lange mit dem Heirathsantrage gezögert. Zwar hatte er sich stets mit einer Art Wehmuth der ersten Jugendliebe erinnert; aber der Grund, den er seinem Junggesellenthume Frau von Jasper gegenüber untergelegt, war eine Lüge, eine Höflichkeitsphrase gewesen.

Blandine hatte den Zweck ihrer Reise erzählt; Gottfried den seinigen. Beide sahen sich erstaunt an, als sich herausstellte, daß der Neffe des Senators die Tochter der Landdrostin entführt und geheirathet hatte.

„Ist Cäsar wirklich von Adel?“ fragte die erstaunte Dame.

„Sein Vater erhielt den Adel, als er zum Legationsrathe ernannt wurde; es kann Niemand seinen Rang anfechten.“

„So kann Cäsar als Edelmann die Erbschaft seiner Frau antreten. Ach, wäre er nur nicht Spieler, wäre Wilhelmine nicht krank!“

„Ueberzeugen wir uns!"

„Aber wie?"

„Der gerade Weg ist der beste — wir wenden uns an die jungen Leute selbst, anstatt auf das Urtheil Anderer zu hören. Mein Wagen steht noch vor der Thür; Sie haben Toilette gemacht — säumen wir nicht, die Sache in's Klare zu bringen."

Einige Minuten später trat die Landdrostin am Arme des Senators auf den Corridor. Lorenz nnd Susanne sahen ihre Herrschaft mit großen Augen an.

„Oeffne den Wagen, Lorenz! Dann bleibst Du hier, bis wir zurückkommen!" befahl der Senator. „Dem Kutscher sage, daß er uns nach Cäsar's Wohnung fahre, die Du kennst."

So geschah es. Der Wagen fuhr ab, und bald zog der Senator die Glocke an Cäsar's Thür. Gottfried ließ sich von der Magd das Zimmer seines Neffen bezeichnen. Dann trat er, Blandine am Arme führend, ohne Umstände ein. Die beiden jungen Gatten saßen im Sopha; überrascht erhoben sie sich. Aber mehr noch waren die Eintretenden überrascht: der Senator erkannte die reizende Finderin des Portefeuilles und die Landdrostin erkannte den interessanten jungen Mann, den sie bei dem Doctor gesehen und im Verdachte gehabt hatte, ihr Portefeuille gefunden zu haben. Wir fügen noch hinzu,

daß sie vergebens bei dem Doctor geforscht, der, wie wir wissen, Cäsar nicht gesehen hatte. Alle waren so überrascht, daß sie vergaßen, zu grüßen. Endlich reichte der Onkel dem Neffen die Hand.

„Cäsar," sagte er lächelnd, „stelle mich Deiner liebenswürdigen Gattin vor."

Aber Cäsar hörte nicht, er starrte die Landdrostin an.

„Madame," stammelte er, „Sie haben ein Portefeuille verloren?"

„Zu meinem Glücke!" antwortete freundlich die Landdrostin. „Es befindet sich bereits wieder in meinen Händen."

„Genügt Ihnen diese Quittung?" fragte der Senator, indem er Wilhelminen die Hand küßte.

Die junge Frau verneigte sich.

„Wenn Madame die Eigenthümerin ist" — flüsterte sie.

„Dafür bürge ich!" rief der Senator. „Fordern Sie noch immer keinen Lohn?"

„Erwirken Sie mir die Verzeihung meines Mannes —"

„Weshalb zürnt er Ihnen?" fragte verwundert der Onkel.

„Daß ich ihn des Glückes beraubt habe, seinen Fund in Person zu überreichen; aber ich wollte den Onkel kennen lernen und versöhnen, da ich die Schuld zu tragen glaube — —"

„Madame," unterbrach sie der joviale Alte, „sagen Sie meinem Neffen, er sei ein Narr! Soll ich ihm böse sein, weil er eine liebenswürdige Frau besitzt? Hätte ich den Muth gehabt, eine Entführung zu unternehmen, ich wäre vielleicht heute ein glücklicher Ehemann. Frau von Jasper wird die Güte haben, dies zu bestätigen."

Statt zu antworten, trat die Landdrostin zu Wilhelmine, ergriff bewegt ihre Hände und küßte sie.

„Der Herr Senator hat Recht!" flüsterte sie dann unter Thränen. Der Entführer hat die Verzeihung des Onkels — ich bringe der Entführten die Verzeihung der Mutter."

Cäsar stand wie träumend da; er begriff Nichts von den Dingen, die sich vor seinen Augen ereigneten. Wie durch einen Schleier sah er, daß die Landdrostin sich ihm näherte.

„Sie haben mich aus Liebe zu meiner Schwester beleidigt — ich verzeihe Ihnen, ohne daß Sie mich darum bitten."

Dann führte sie ihn zu Elisen, die ruhig an ihrem Platze geblieben war.

„Elise," sagte er, „Cäsars Onkel giebt mir in diesem Briefe eine Aufklärung, die mich mein Unrecht gegen Dich vollkommen einsehen läßt. Wilhelminens Gatte fehlte aus Liebe zu seiner Frau —"

„Und Du, Bernhard, aus Liebe zu mir!" rief Elise, indem sie aufstand und sich an seine Brust warf. „Du siehst Dein Unrecht ein, darum schweigen wir von der Vergangenheit."

„Aber der Scheidungsproceß?" fragte Bernhard.

„War Project und wird auch wohl Project bleiben!"

Ein glänzendes Abendessen vereinigte alle Personen unserer Erzählung in dem Salon Bernhard Rudolphi's. Selbst der lange Lorenz und Susanne speis'ten mit den Domestiken. Die Landdrostin schilderte mit geläufiger Zunge die Leiden ihrer Ehe.

„Nehmen Sie ein Beispiel daran, meine Herren," schloß sie; „der Zufall fügt nicht immer eine glückliche Lösung der Dinge." Cäsar drückte Wilhelminens Hand und flüsterte:

„Du hast mich vor mir selbst gerettet! Hätte ich mich früher Dir offen anvertraut!"

Bernhard küßte seine Gattin; dann sagte er ihr leise in's Ohr:

„Ich werde mich hüten, in die Fußtapfen des Landdrostes zu treten!"

„Blandine," flüsterte der Senator, „es ist schade, daß wir nicht fünfundzwanzig Jahre jünger sind! Der Zufall, mein Freund, bewirkt viel; aber eine solche Umwandlung vermag er nicht hervorzubringen. Freuen

wir uns der Erinnerung, und verjüngen wir uns in unsern Kindern!"

Acht Tage später saßen Gottfried und Blandine friedlich in einem Coupé erster Klasse; sie fuhren nach Braunschweig zurück.

„Rauchen Sie!" sagte lächelnd die Landdrostin.

„Und Sie?"

„Ich werde über die Spiele des Zufalls nachdenken."



Druck von Bär & Hermann in Leipzig.